

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Die Kreuzweg-Legende

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Die Kreuzweg-Legende

John Sinclair Taschenbuch Nr. 46

von Jason Dark

erschienen am 08.01.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Kreuzweg-Legende

Wo zwei Wege eine Kreuzung bilden und ein knorriger Baum steht, lauert das Unheil. So sprach man im Mittelalter und hängte oder begrub an diesen Orten Mörder, Verbrecher und Ehrlose. Auch ein Fremder fand dort vor 400 Jahren sein Grab. Ein einsamer, schwarzer, unheimlicher Reiter.

Generationen später kehrte er zurück. Die Kreuzweg-Legende wurde blutige Wirklichkeit...

Der steife Nordostwind schüttelte das Laub der Bäume. Am Himmel wurden die Wolken vorangepeitscht, prallten gegeneinander, zerfetzten, bildeten neue, gewaltige Berge, die, vom Wind erfaßt, wie drohende Todesboten über das Land hinwegstrichen und den Gestirnen ihr kaltes Licht nahmen.

Man ahnte bereits den nahen Winter, denn der Wind war kalt geworden, und die Blätter an den Bäumen hatten sich schon stark verfärbt. Auch die Menschen duckten sich unter dem wilden Herbststurm. Sie verkrochen sich in ihren Hütten und schlossen die Fensterläden, denn draußen hatte die Natur ihre Geister entlassen.

Leer waren die Wege.

Kein Reiter, keine Kutsche und kein Fuhrwerk waren mehr unterwegs. Dunkelheit, Sturm und Wolken bildeten ein Trio, das für die Menschen feindlich war.

Die Bäume stöhnten über die Gewalt des Windes. Ihre Zweige wurden dem Erdboden entgegengebogen, und selbst starke Äste hatten Mühe, dem Toben der Natur zu widerstehen.

Es war ein Wetter für Geister und Dämonen, sagten manche und jagten anderen damit Angst ein.

Noch kam kein Regen. So konnte der Wind den Staub hochwirbeln und in langen, nie enden wollenden Fahnen vor sich her treiben. Viele wußten auch, daß es die Zeit des unheimlichen Reiters war. Bei diesem Wetter ritt er los, um sich die Schönen aus den Dörfern zu rauben und sie in die Tiefen der Hölle zu holen. Dort erwartete sie Angst, Grauen und Qualen.

Die Furcht ging um.

Sie war wie ein Gespenst, das seinen Weg in die einsamen Dörfer und Gehöfte gefunden hatte. Wie eine riesige Hand krallte sie sich in den Seelen der Menschen fest, ließ die Leute zittern, bebhen und beten. In diesen Nächten half nur mehr die Heilige Mutter Gottes. Als normaler Mensch war man verloren.

Mütter hielten ihre Töchter zurück, denn sie hörten den Ruf des unheimlichen Reiters. Er drang in ihre Köpfe, er war eine Verlockung, ein Blendwerk des Satans, und das Erwachen war grausamer, als man es sich in den schlimmsten Alpträumen vorstellen konnte. Alles Beten und Festhalten hatte keinen Sinn. Wen der Ruf erreichte, der erhörte ihn auch.

So auch die junge Wanda, die in ihrer Dachstube hockte und aus dem Fenster schaute.

Sie hatte eine brennende Kerze auf die innere Fensterbank gestellt und schaute zu, wie sich das zuckende Licht der kleinen Flamme in der Scheibe spiegelte. Dort bildete es einen großen Fleck, der an seinen Rändern ausfaserte und dem Mädchen wie ein Gesicht erschien. Ja, es war ein Gesicht!

Im ersten Augenblick erschrak Wanda. Sie starrte in die Scheibe, sah das Gesicht des Fremden darin und preßte beide Hände gegen ihren allzu stark entwickelten Busen.

Er rief sie!

Nur sie!

Ihr rundes Gesicht überzog sich mit einer hektischen Röte, die sich besonders auf die Wangen konzentrierte und dort dicke Flecken bildete. Fieberschauer jagten durch ihren Körper. Die vollen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Wandas Augen begannen zu leuchten, und sie fühlte ihr Herz pumpenartig schlagen.

Der Reiter hatte sie erwählt!

Sehr deutlich spürte sie diese Botschaft, und ebenso deutlich erinnerte sie sich an die Warnungen. Die Mutter hatte ihr bei ihrem achtzehnten Geburtstag von dem unheimlichen Reiter erzählt, der junge Mädchen mit in sein Reich nahm und ihnen Schreckliches antat.

Konnte Liebe so schrecklich sein?

Wanda wollte es nicht glauben, denn das, was durch ihren Körper raste, schleuderte, die Adern bewegte, den Lauf des Blutes

beschleunigte und den Lebenssaft zum Kochen brachte, war ein Gefühl, wie sie es schöner und herrlicher nicht erlebt hatte.

Die süße Liebe...

Sie hatte den Reiter nie gesehen, aber aus der Ferne spürte sie sein Locken. Wanda glaubte, seine Stimme genau zu hören. So ruhig, so einfühlsam, und sie dachte daran, welche Wonnen er ihr in der folgenden Nacht bereiten würde, wenn er sie zur Frau mache. Auch die Warnungen fielen ihr ein. Plötzlich lachte sie darüber. Nein, die Eltern hatten nur Angst, daß ihnen die Tochter nicht mehr völlig gehörte. Und das wollte sie auch nicht. Dieser fremde, unheimliche Reiter zog sie magisch an.

Sie mußte weg!

Das kleine Haus duckte sich unter dem Sturm. Er heulte um die Ecken, ließ die Fensterläden klappern und schüttelte die Zweige der Obstbäume im Garten.

Wenn sie jetzt verschwand, würden ihre Eltern es überhaupt nicht bemerken.

Über Wandas Gesicht glitt ein Lächeln. Es vertiefte sich noch mehr, als beim ersten Kontakt mit dem noch Unsichtbaren. Sie stellte die Kerze zur Seite und schaute an sich hinunter.

Das alte Arbeitskleid trug sie. Auch Holzpantinen. Dabei wollte sie sich für ihren Ritter schön machen. Aber das andere Kleid lag im Waschtrog, sie konnte es jetzt nicht mehr hervorholen, ohne daß ihre Mutter etwas bemerkte hätte.

Deshalb mußte sie so gehen, wie sie war. Hoffentlich verzieh ihr der Bräutigam.

Rasch hatte sie den Riegel des Fensters zur Seite geschoben. Als sie den Flügel aufzog, merkte sie, wie stark der Sturm war. Fast hätte er ihr den Flügel aus der Hand gerissen, und er blies mit der Gewalt eines Orkans in das kleine Dachzimmer hinein. Die brennende Kerze kippte um. Zum Glück verlöschte auch die Flamme, so daß kein

Brand entstehen konnte.

Wanda streckte ihren Kopf nach draußen. Der Wind heulte ihr entgegen, griff unter das Haar und schlug es zur linken Seite weg. Rechts und links des Fensters wuchs Efeu neben wildem Wein bis hoch zum Dach. Eine Leiter besaß Wanda nicht. Deshalb beschloß sie, sich an den Ranken in die Tiefe gleiten zu lassen. Sie würden ihr Gewicht bestimmt halten. Und wenn sie rissen, war es auch nicht schlimm, dann hatte sie sicherlich die Hälfte des Weges längst hinter sich.

Als Kind war sie zum letztenmal aus dem Fenster geklettert. Das lag Jahre zurück, und sie besaß längst nicht mehr die Übung wie früher. Hinzu kam der Sturm, der sie packen würde, wenn sie sich an den Ranken festklammerte. Ein wenig Angst hatte sie schon, doch die Stimme in ihrem Innern war wesentlich stärker.

Nichts konnte den Ruf des Herzens und der Liebe verdrängen!

Vorsichtig stieg sie auf die Fensterbank. Zuerst mit dem rechten Fuß. Den Arm schob sie durch die Öffnung, drehte die Hand und hielt sich schon an den Ranken und Blättern über dem Fenster fest: Sie zog einen Moment daran.

Ja, die Ranken hielten...

Ein befreiender Atemzug drang über ihre Lippen. Wenn die Pflanzen bis zum Boden so stark waren, konnte sie aufatmen und hatte nichts zu befürchten.

Zum Glück war die Hauswand nicht so glatt. Unter den Ranken lag das rauhe Gestein verborgen. Manchmal mit Vorsprüngen, kleinen Ecken und Kanten versehen, an denen sie auch Halt finden konnte. Als sie das Zimmer verlassen hatte und sich angstvoll an den Pflanzen festklammerte, kam es ihr vor wie ein endgültiger Abschied. Sie glaubte noch, die warnenden Worte der Mutter zu hören, als diese gesagt hatt: »Hüte dich vor dem unheimlichen Schattenreiter. Er ist ein Teufel in Menschengestalt!«

Aber konnte der Teufel mit Liebe locken? Das wollte Wanda einfach nicht glauben. Nein, der verkörperte das Böse, das Hinterhältige, und er vertrat auch die Hölle.

Sehr vorsichtig bewegte sie ihre Beine. Der Sturm war für einen Moment eingeschlafen. Er schien sich nach dem Mädchen richten zu wollen, um ihm die Chance zu geben, aus dem Fenster und an der Hauswand nach unten zu klettern.

Mit jedem »Schritt« wurde sie sicherer. Zudem fand sie immer Halt. Aber sie mußte sich nach rechts bewegen. Wenn sie gerade weiterkletterte, würde sie am Zimmer ihrer Eltern vorbeihuschen. Sollten diese zufällig aus dem Fenster schauen, waren alle Anstrengungen umsonst. Die Sehnsucht beflügelte das Mädchen. Trittsicher fand Wanda die Stellen, die sie benötigte, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Ohne größere Schwierigkeiten passierte sie auch das Schlafzimmerfenster ihrer Eltern.

Ein Lächeln flog über ihr Gesicht. Bis der nächste Windstoß kam. Urplötzlich heulte er heran. Wanda konnte sich nicht mehr festhalten. Die Ranken, um die sich ihre Hände geklammert hatten, begannen zu schwanken und rissen im nächsten Augenblick.

Das Mädchen fiel!

Aus ihrer Kehle drang ein Schrei. Der heranheulende Sturm verschluckte ihn, so daß er verwehte und auch von ihren Eltern nicht mehr gehört werden konnte.

Sie schlug zu Boden.

Es war ein harter Fall, aber auf weichem Rasen. Deshalb verstauchte oder brach sie sich auch nichts. Es war der Schock, der sie einfach dazu trieb, auf der Erde liegenzubleiben.

Abermals fauchte eine Bö heran, wühlte sich in und unter ihre Kleidung und schleuderte den Rock in die Höhe, so daß er fast wie ein Zelt über ihren Kopf zusammenfiel.

Mit den Händen schlug sie den Stoff zur Seite, holte hektisch Atem

und stellte erst jetzt fest, daß ihr bei dem Fall in die Tiefe nichts passiert war. Dann wurde ihr klar, daß sie hier im Garten leicht zu entdecken war, und sie stemmte sich auf die Füße.

Der Sturm orgelte aus einer anderen Richtung heran. Sie brauchte nicht gegen ihn zu laufen. Er wehte gegen ihren Rücken und schob sie förmlich voran.

Wanda lief durch den Garten.

Die Zweige der Obstbäume peitschten gegen sie wie zu einem Leben erweckte Arme, die sie davor bewahren wollten, in ihr Verderben zu rennen. Wanda ließ sich nicht aufhalten. Sie machte weiter, folgte dem Wind und der Stimme, die sie immer deutlicher hörte. Kein Zaun konnte sie aufhalten. Sie huschte auch an einem Verschlag vorbei, der zum Teil zusammengekracht war und wo der Wind dabei war, das Dach abzuheben.

Auch den Nachbargarten ließ sie schnell hinter sich. Dort erreichte sie auch das Ende der Dorfstraße. Staub hüllte sie ein, so daß Wanda wirkte wie ein unheimlicher Schatten, den der Wind vor sich her in die Nacht hineintrieb.

Es war wunderbar. Sie hatte stets die Vögel bewundert, wenn sie sich in die Luft erhoben, um zu fliegen. Wie ein Vogel fühlte sie sich ebenfalls. Sie hätte jubeln können und spürte auch den Staub nicht, dessen Körner gegen Haut und Kleidung hieben.

Frei sein.

Frei für ihn...

Sein Ruf war stärker geworden. Er lockte sie mit süßen Klängen. Seine Stimme klang so herrlich, so verführend, und sie würde sich ihm gern hingeben.

Längst hatte der Wind ihren Schweiß getrocknet. Auf ihrem lächelnden Gesicht lag eine Staubschicht, und sie wußte genau, daß sie nicht mehr weit zu laufen hatte.

Er würde auf sie warten.

Am Kreuzweg!

Wieder erinnerte sie sich an die warnenden Worte der Dorfbewohner. Der Kreuzweg war von alters her ein verfluchter Ort. Zudem stand dort eine alte Eiche mit starken Asten. Oft genug hatten früher die Gehängten im Wind geschaukelt, und auch der unheimliche Reiter erschien immer dort, wo zwei Wege aufeinanderstießen.

Sie lief durch die Dunkelheit. Manchmal schaute sie zum Himmel und sah dem beeindruckenden Spiel der Wolken zu, mit denen der Sturm machen konnte, was er wollte.

Genau wie der Reiter mit ihr.

Wanda fieberte dem Ziel entgegen. So weit wie möglich hatte sie ihre Augen geöffnet, damit sie den Kreuzweg und den knorriegen alten Eichenbaum auch früh genug entdeckte.

Noch mußte sie laufen. Der in ihren Rücken wehende Wind trieb sie schneller voran. Hecktisch bewegte sie die Beine. Längst hatte sie die Holzpantinen fortgeschleudert und lief barfuß weiter. Dann sah sie den Baum!

Er erschien aus der Dunkelheit wie ein Bild, vor dem jemand langsam einen Vorhang wegzieht. Groß, wuchtig und gewaltig stand er da. Hatte sein Astwerk ausgebreitet, das unten breiter auslief und in der Krone gewissermaßen zusammenwuchs, so daß es dort einen undurchdringlichen Wirrwarr bildete. Der Sturm schüttelte nur die kleineren Äste und wirbelte die Blätter durcheinander, so daß die Eiche aussah wie ein sich bewegendes Kuppeldach. In der unteren Hälfte war sie kahl. Dort wuchs kein Blatt. Nur die dicken, knorriegen Arme ragten in alle vier Richtungen, so daß sie jeweils die Wege an ihrer Einmündung überdeckten.

Dick war auch der Stamm. Eine Kutsche hätte hindurchfahren können. Dieser Baum sollte schon seit Ewigkeiten stehen. Er hatte Schlimmes gesehen, denn er war zu einer blutigen Richtstätte geworden für Mörder, Töter und Schänder.

Und er war Treffpunkt des unheimlichen Reiters. Wanda verhielt ihren Schritt. Sie schaute auf den Baum, lauschte der inneren Stimme und erwartete den Lockruf des Reiters. Diesmal blieb er aus. Auch an das süße Gefühl der Liebe dachte sie nicht mehr. Es war auch nicht nötig, sie hatte ihr Ziel erreicht.

Sehr langsam ging sie auf den Baum zu. Der Wind orgelte nicht mehr so stark. Die langen Staubfahnen trieben zwar noch immer über die Wege und Felder, doch sie sanken mehr und mehr in sich zusammen, so daß sie sich wieder auf dem Grund verteilten.

Der Sturm hatte auch die Wolkendecke aufgerissen. Ein blander Himmel spannte sich unendlich weit über dem Kopf des einsam durch die Nacht gehenden Mädchens.

Und ein Himmel voller Sterne.

Sie blinkten aus einer unfaßbaren Ferne hernieder. Jemand hatte Wanda erzählt, daß überall dort, wo die Sterne leuchteten, der Himmel aufgerissen war, damit die Engel durch die Löcher auf die Erde schauen konnten.

Ein besonders großes fiel ihr auf. Es war der Mond. Voll und rund stand er über dem Land. Ein großes »Loch« im Himmel, das sich veränderte und sowohl kleiner als auch größer wurde, wie Wanda wußte. Vielleicht schaute aus ihm der Herrgott auf die Erde nieder.

Als sie daran dachte, wurde ihr noch wärmer. Sie verhielt ihren Schritt und schaute zum Himmel hoch.

Sehr genau peilte sie den Mond an. Ein Gesicht sah sie nicht dahinter, nur dieses hellgelbe Rund und in seinem Innern die schwachen Schatten.

Wanda setzte sich wieder in Bewegung. Zwischen ihren Zehen klebte der Staub. Schon bald hatte sie das schützende Dach aus Ästen und Zweigen erreicht.

Sie ging fast bis an den Stamm, bevor sie dort stehenblieb und sich gegen die dicke Rinde lehnte.

An dieser Stelle wartete sie.

Wenn sie jetzt den Kopf in den Nacken legte und nach oben schaute, sah sie keinen Himmel mehr. Weder Sterne noch der Mond grüßten. Das dichte Laub der Krone nahm ihr die Sicht.

Nicht weit von dieser Stelle entfernt befanden sich die Wälder. Düster und geheimnisvoll. Auch über den Wald erzählte man sich gefährliche Geschichten. Die Eltern hatten es ihren Kindern verboten, die dunklen Wälder zu betreten. Im Sommer lauerten dort die Geister, und im Winter waren es die Wölfe, die der Hunger bis in die Nähe der Dörfer trieb, wo sie Vieh und manchmal auch Menschen rissen.

Allmählich hatte sich ihr Atem wieder beruhigt. Wanda fühlte, daß es ihr besser ging. Noch war ihre Haut erhitzt, lag der Schweiß wie eine zweite Schicht. Mit dem Handrücken putzte sie darüber hinweg. Dadurch verschmierte sie auch den Staub.

War sie überhaupt hübsch genug für den Reiter? Sie wollte es nicht so recht glauben und hätte sich gern am Bach gewaschen, bevor sie der Liebhaber in die Arme schloß.

Bis zum Bach war es einfach zu weit. So mußte sie ihn mit schmutzigem Gesicht erwarten.

Noch hörte sie nichts. Nur ihren eigenen Atem und hin und wieder das Rascheln des Laubs.

Urplötzlich war es soweit!

Wanda spannte sich, denn sie hatte das Geräusch vernommen. Es schien aus dem Himmel zu kommen und hörte sich dumpf und trommelnd an.

Hufschlag...

Das Mädchen wußte Bescheid. Sie hatte nicht umsonst den Ruf des Reiters vernommen.

Jetzt war er zu ihr auf dem Weg und würde sehr bald erscheinen, daran glaubte sie fest.

Er kam.

Wanda hatte sich vom Stamm gelöst, war einige Schritte vorgegangen, stand auf dem Weg und schaute nach rechts, da sie fest daran glaubte, daß der Reiter dort auftauchen würde.

Er kam auch.

Im fahlen Mondlicht war er schon aus großer Entfernung zu sehen. Wandas Herz begann zu trommeln, als sie ihn entdeckte. Er hockte wie angewachsen auf einem Pferd, hatte den Mond im Rücken und hob sich wie eine Figur vor dem Licht ab.

Ganz in Schwarz war er gekleidet, und schwarz wie der Reiter war auch dessen Pferd.

Die Hufe hämmerten auf den trockenen Boden. Sie wirbelten Staub hoch, der wie eine Wolke dicht hinter dem heranstürmenden Reiter klebte und sich erst später senkte.

Er bot ein unheimliches Bild. Seltsamerweise verspürte Wanda keine Angst. Nur fiebernde Erwartung. Sie dachte nicht mehr an ihr Zuhause, an die Eltern oder deren Warnungen. Die Macht des unheimlichen Reiters war über sie gekommen und hielt sie bannartig fest. Näher und näher kam er. Wurde größer, und Wanda bekam plötzlich ein Gefühl der Angst.

Sollte dieser Mann sie in der Nacht zur Frau machen, wie es ihr süßes Verlangen befahl?

Dann war er da!

Wanda gab einen leisen Schrei von sich, taumelte zurück und preßte ihre Hand auf den wogenden Busen, als der Reiter sein Pferd so hart zügelte, daß es auf die Hinterbeine stieg und die vorderen über den Kopf der wartenden Wanda schlugen.

Wider Erwarten ging alles glatt. Wanda war nicht getroffen, der Reiter bekam sein Tier unter Kontrolle und stieg aus dem ebenfalls schwarzen Sattel. Geschmeidig rutschte er nach unten. Sein langer Mantel flatterte. Auch er war schwarz, wie auch sein Wams, die

Hose und die engen Reitstiefel. Von seinem Gesicht war nicht viel zu erkennen. Es lag im Schatten der Krempe eines großen Huts. Das Mädchen erkannte nur das Kinn.

Der Reiter kam näher. »Du hast auf mich gewartet?« fragte er.

»Ja, Herr.« Die Antwort klang leise. Wanda senkte beschämmt den Kopf und hob die Schultern.

Sie hörte das leise Lachen des Mannes. Es vermischtete sich mit dem Schnauben des Pferdes, und einen Augenblick später spürte sie seine erste Berührung.

Er hatte die Finger unter ihr Kinn gelegt. Durch den leichten Druck hob er den Kopf an, damit er in die Augen der jungen Wanda schauen konnte. Sie fühlte sich unter einem Bann stehend. Da berührte sie ein Fremder, und sie tat nichts dagegen, weil die Liebe sie lockte. Nicht einmal das Gesicht des Mannes hatte sie gesehen. Es blieb im Schatten der Krempe, aber der andere schaute sich ihres sehr gut an. Er ließ seine Finger unter dem Kinn liegen und drehte den Kopf nach zwei Seiten, damit er ihr Profil erforschen konnte.

»Ja, du bist schön, du gefällst mir«, erklärte er mit ruhiger Stimme.

»Ich werde dich mitnehmen...«

Wanda war rot geworden. Die Worte hatten ihr gefallen, und sie zitterte vor Erwartung. Das Blut rauschte schneller durch ihre Adern. Gleichzeitig schämte sie sich auch wegen ihres Gefühls, und sie wagte nicht, den Kopf zu heben.

Der Reiter kannte da weniger Hemmungen. Seine linke Hand ging auf Wanderschaft. Er betastete das Mädchen, nickte ein paarmal und freute sich darüber, wie gut Wanda gewachsen war.

»Du bist fast schon eine Frau. Aber nur fast. Und zur richtigen Frau werde ich dich in dieser Nacht machen.«

»Darauf habe ich gewartet«, hauchte Wanda.

»Ich weiß. Komm, wir werden auf mein Pferd steigen und...«

»Gar nichts wirst du, du Kretin!« Plötzlich peitschte die Stimme

durch die Nacht, und im nächsten Augenblick wurde die Dunkelheit durch mehrere Feuer erhellt...

Der Reiter rührte sich nicht von der Stelle. Er war einfach zu sehr überrascht worden. Wanda allerdings bewegte sich. Sie flüchtete nach rechts und geriet somit aus dem unmittelbaren Dunstkreis des Mannes. Den lauernden Männern war es nicht sicher genug. Jemand warf eine Schlinge, die sich über Wandas Körper legte, gespannt wurde und das Mädchen in Sicherheit schaffte. Flach auf dem Boden liegend oder auch eingegraben, hatten die Männer so lange gewartet, bis der Reiter erschienen war, um die schon bereitgelegten Heuballen anzuzünden, die an den vier Wegen lagen.

Gierig griffen die Flammen nach dem trockenen Gras. Sie erhellten die Finsternis mit ihrem zuckenden Schein und schufen aus den Männern makabre Gestalten.

Es waren mehr als zehn.

Und sie hatten sich bewaffnet.

Manche trugen Sensen. Andere wieder Äxte. Es gab auch jemand, der eine Armbrust bei sich hatte. Der Pfeil war bereits aufgelegt. Der Mann legte auf den unheimlichen Reiter an. Er selbst wirkte wie ein von Flammen umspieltes Denkmal.

So stand er da und zielte auf die düstere Gestalt, die einen Zügel des Pferdes gepackt hielt und sich nicht rührte.

Einer unter den Versammelten hatte sich eine besondere Waffe ausgesucht.

Es war ein Strick!

Ein Henkersstrick, wohl geknüpft, und er hielt die Schlinge so vor sein Gesicht, daß er hindurchschauen konnte. Der Wind bewegte sie, so daß sie von einer Seite zur anderen schaukelte.

»Die ist für dich, verdammter Schänder und Höllensohn!« erklärte der Mann mit dumpfer Stimme. »Und ich persönlich werde sie dir

um den Hals legen, damit du am starken Ast dieser Eiche baumelst. Hier haben schon immer Mörder gehangen, du wärst nicht der erste.«

Die Stimme des Sprechers klang dumpf. Aus ihr war auch die Entschlossenheit herauszuhören, mit der alle Wartenden gesegnet waren. Sie wollten die Vernichtung, und sie würden sie bekommen, dessen waren sie sicher.

Der Reiter hatte bisher ruhig gestanden. Nun suchte er nach einem Ausweg. Sein Pferd mochte das Feuer nicht. Es wurde allmählich unruhig und bekam Angst, je höher die Flammen stiegen. Das Muster zuckte über seine Gestalt. Eine Mischung aus Schatten und Licht. Weit riß das Tier sein Maul auf, wieherte schrill und schaffte es dann, sich mit einem Ruck loszureißen. Der unheimliche Reiter wollte noch nachfassen, er griff ins Leere. Sein Tier sprengte bereits davon.

Dumpf schlugen die Hufe auf den Boden und wirbelten abermals dichte Staubwolken in die Höhe, die den Weg des Pferdes begleiteten. Dann hatte es die Nacht verschluckt.

»Jetzt bist du ganz allein, Schänder!« sagte der Mann mit der Schlinge. »Nicht einmal der Teufel wird dir helfen!«

Als der Reiter das hörte, begann er zu lachen. »Der Teufel?« höhnte er. »Der Teufel ist mein Freund. Er steht auf meiner Seite, denn ich habe ihm gedient.«

»Das wissen wir. Deshalb hast du dir die jungen Mädchen geholt. Wo sind sie, Schänder?«

Der Reiter breitete die Arme aus. »Wo sie sind? In der Hölle. Ich habe sie dem Satan versprochen, und er hat ihre Seelen sehr gern genommen, denn sie allein geben ihm Kraft. Ich bin ein Günstling des Teufels, daran solltet ihr euch gewöhnen, ihr verdammten Kerle.«

»Nicht mehr lange!«

Der Mann mit dem Strick hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er einem der anderen einen Wink gab.

Er wurde verstanden. Jemand bückte sich und hob ein großes Holzkreuz auf, das bisher auf dem Boden gelegen hatte. Mit beiden Händen hielt er es fest. Er drehte sich so, daß der Reiter auf das Kreuz schauen mußte.

»In seinem Zeichen wirst du sterben«, erklärte der Mann mit der Henkersschlinge. »Dieses Kreuz wird dir beweisen, daß der Teufel nicht allmächtig ist. Und auch du bist es nicht. Deine Zeit ist abgelaufen. Du hast genug gemordet. Wir wollen dich nicht mehr, hast du gehört? Wir wollen dich nicht, Schänder!«

»Ja, ich weiß!« Das nachfolgende Lachen des Reiters erschreckte die Männer. Wie konnte ein Mann nur so lachen, der schon zum Tode verurteilt war? Das ging einfach nicht in ihre Köpfe, und sie schauten sich stumm und fragend an.

»Auf meiner Seite steht der Teufel«, erklärte der Reiter. »Ihr könnt alles versuchen, aber ich bin besser!«

»Dann beweise es uns!«

Der Reiter lachte wieder, sprang zurück und griff zur Seite. Mit einer sicheren Bewegung zog er seinen Degen aus der Scheide. Das Metall schuf einen flirrenden Reflex, als der Reiter seine Waffe im Halbbogen herumschwang, sich breitbeinig aufbaute und die lange Degenklinge wippen ließ. »Los, ihr Kerle, kommt her! Macht schon, ihr Bauern, ihr!«

Vielleicht hätte er im Nahkampf auch gewonnen. Doch da gab es noch den Mann mit der Armbrust.

Er schoß!

Es gab ein singendes Geräusch, als der Pfeil vorschnellte und die Sehne wieder zurückschlug. Hinter dem Schuß steckte viel Wucht. Auch für den unheimlichen Reiter war der Pfeil zu schnell. Er traf ihn in der Körpermitte.

Im Schein des Feuers sah ein jeder, wie der Reiter zusammenzuckte, sich mit dem Pfeil im Bauch nach vorn beugte,

seine Hände darum geklammert hatte und schließlich nach hinten torkelte. Seine eigene Waffe lag neben ihm. Er bemühte sich, den Pfeil aus seinem Körper zu holen.

Der mächtige Baumstamm hielt ihn auf. Mit dem Rücken fiel er dagegen, schabte über die Rinde, und sein Gesicht hatte sich verzerrt. Schmerzen durchtosten ihn. Den Mund hatte er weit aufgerissen. Der Hut fiel vom Kopf. Jeder konnte sehen, daß der Reiter rabenschwarzes Haar besaß, das im zuckenden Licht des Feuers einen roten Anstrich bekommen hatte.

Der Mann konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Mit dem dünnen Blutfaden rann auch seine Kraft aus dem Körper. Langsam sackte er in die Knie.

Sein Gesicht war verzerrt. Der Mund weit aufgerissen. Er stieß keuchende Laute aus, wollte Worte formulieren, aber er schaffte es nicht. Dafür hielt er sich auf den Knien.

Die anderen kamen näher.

Sie gingen nicht schnell, eher gemächlich, denn sie waren sich ihrer Sache sicher.

Schritt für Schritt näherten sie sich dem Reiter, der breitbeinig kniete und den anderen entgegensaute. Er konnte nichts mehr tun, holte verzweifelt Luft, während seine Gesichtszüge immer mehr zu zerfließen schienen.

Die Schatten der anderen fielen über ihn. Sie waren wie drohende Todesboten.

Der Mann mit dem Strick hatte sich ein wenig abgesondert. Er stand unter den breiten Ästen, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und suchte sich den besten aus.

An dieser Eiche am Kreuzweg hatten schon oft genug die Verbrecher gehangen. Fast jeder starke Ast konnte seine eigene Geschichte erzählen, und der Mann mit dem Strick suchte sich den aus, der ihm am geeignetsten erschien.

Dabei stellte er sich auf die Zehenspitzen, umklammerte mit einer Hand den Ast, hängte sich daran und wollte durch diesen Versuch die Stärke ermessen.

Ja, der mußte halten!

»Ich habe einen Ast gefunden«, erklärte er den anderen, die den Reiter umstanden.

Sie traten zur Seite, um den Mann mit der Schlinge durchzulassen. Auch er ließ sich Zeit beim Näherkommen.

Niemand sprach. Es war eine gespenstische Szene. Der Reiter kniete am Boden, schmerzgepeinigt das Gesicht und beide Hände um den Schaft des Pfeils gekrampft. Speichel rann aus seinem Mund. Allmählich nahm die Flüssigkeit eine rote Farbe an, denn sie vermischt sich mit Blut.

Nur das Knistern der Flammen war zu hören. Es roch nach Tod und Gewalt.

Der Mann mit der Schlinge kam näher. Er sprach laut, damit ihn jeder hören konnte.

»Ich bin dein Henker, Reiter! Du wirst keine Frau und kein Mädchen mehr mit zu dir nehmen. Wanda war ein Lockvogel, ohne daß sie es wußte. Wir haben sie immer verfolgt. Wir...«

»Neiiinnnn!« Ein schrilles Kreischen ließ den Sprecher verstummen. Er schaute in die Richtung, aus der das Kreischen erkungen war und sah Wanda. Sie hatte das Lasso gelöst, rannte barfuß und mit wehendem Rock auf die Gruppe zu und fuchtelte mit den Armen. »Nein, ihr dürft ihn nicht hängen. Er hat mir nichts getan. Er liebt mich, er wird mich immer lieben, das weiß ich genau. Wenn ihr ihn hängt, müßt ihr auch mich hängen. Ich will mit ihm...«

Die Männer schauten sich an. Keiner brachte Verständnis für Wandas Reaktion auf.

Sie wollte den Pulk der Menschen durchbrechen, was die anderen natürlich nicht zuließen. Sofort packten sie zu.

Es mußten drei Männer eingreifen, um die Tobende zu bändigen. Wanda stemmte sich gegen den Boden. Einen Arm hielt sie ausgestreckt, und ihre Hand wies auf den knienden Reiter. »Bitte, ich will ihn! Ihr könnt ihn nicht hängen!« Tränen der Trauer rannen über ihr Gesicht. Sie vermischten sich mit Schweiß und Staub.

Drei Männer hatten Mühe, die Verzweifelte zurückzuziehen. Einer meinte: »Ich möchte nur mal wissen, was diese Weiber an dem schwarzen Kerl finden. Ist der denn etwas Besonderes?«

Sie bekamen keine Antwort. Wanda hatte den Kopf gesenkt und überließ den anderen seinem Schicksal.

»Hängt ihn endlich auf!« forderte eine schrille Stimme. »Ich will ihn hängen sehen. Er hat meine Tochter verführt und getötet. Ich will ihn tot haben, hört ihr?«

»Ja, ja, schon gut«, erwiderte der Mann mit der Schlinge und gab zwei anderen ein Kopfzeichen.

Die verstanden.

Sie bückten sich, packten den Reiter unter und hievten ihn in die Höhe. Auf eigenen Beinen konnte er nicht mehr laufen. Die Füße schleiften durch das dünne Gras unter dem Eichenbaum.

Der Henker des Reiters stand genau an dem Ast, den er sich ausgesucht hatte. Dorthin wurde der Delinquent geschafft. Sein Gesicht wirkte sehr bleich. Unter den Augen befanden sich ringartige Schatten auf der Haut. Die Pupillen hatten jeglichen Glanz verloren. Dieser Mensch würde nicht mehr lange leben. Schon jetzt hatten ihn die Schwingen des Todes gestreift. Er schaute seinen Henker an. Noch einmal riß er sich zusammen, öffnete den Mund und preßte die nächsten Worte hervor. »Das habt ihr nicht umsonst getan, ihr Verfluchten. Ihr könnt mich hängen, aber die Rache wird kommen. Die Kreuzweg-Legende wird euch verfolgen bis in alle Zeiten. Was dem Teufel einmal gehört, läßt er sich von einem Menschen nicht wegnehmen, ohne daß sie dafür bezahlen. Ihr werdet bezahlen, das

schwöre ich. In dieser Stunde ist die Kreuzweg-Legende geboren...«

»Hängt ihn doch endlich!« rief jemand, dem die Worte unter die Haut gefahren waren. Zudem galt der Mann als sehr abergläubisch. Zwei weitere Helfer sprangen hinzu, während der Henker den Strick über den dicken Ast warf. An der anderen Seite pendelte er herab. Drei weitere Männer hielten ihn fest. Die Leute waren sehr kräftig, der Reiter würde ihnen nicht aus der Schlinge rutschen, wenn sie ihn langsam hochzogen.

Er mußte angehoben werden, damit man ihm die Schlinge über den Kopf streifen konnte. Der Henker tat es langsam.

»Mach schneller!« wurde er aufgefordert. »Er soll uns nicht vorher schon sterben.« Andere nickten beifällig.

Der Henker ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er prüfte den Sitz der Schlinge und nickte zufrieden, bevor er einen Schritt zurücktrat und die erhobene Hand sinken ließ.

»Ihr könnt ihn hochziehen!«

Auf diesen Befehl hatten die Männer gewartet. Sie setzten ihre Kraft ein und zogen.

Alle schauten zu, wie der Reiter auf schreckliche Art und Weise vom Leben in den Tod befördert wurde.

Auch Wanda wurde gezwungen, hinzusehen. Sie sah ihn durch den dichten Tränenschleier. Die Reste der Flammen tanzten, verzerrten zudem noch die Sichtperspektive, verströmten heiße Luft, die wie ein dünner Vorhang auf das Mädchen wirkte, so daß sie den allmählich in die Höhe gezogenen Reiter wie einen verzerrten Schatten sah. Dann baummelte er...

Um einen anderen Ast wurde das Seil befestigt. Sie wollten den Reiter drei Tage hängen lassen, so war es Brauch. Die Männer bekreuzigten sich.

Sie waren der Meinung, ihre Pflicht getan zu haben. Schweigend wandten sie sich ab.

Auch Wanda ging mit. Ihr Gesicht war starr und unnatürlich blaß geworden. Kein Laut drang über ihre Lippen.

Zurück blieb ein Gehängter. Seine Gestalt schaukelte im Wind. Der Kopf hing ein wenig verdreht in der Schlinge, und dicht über seiner Gürtelschnalle schaute der Schaft eines Pfeils hervor.

»Den unsrigen zur Mahnung, den anderen als Warnung«, sagte der Henker noch, als er einen letzten Blick auf den Baum warf. Dennoch gingen ihm die Worte des Reiters nicht aus dem Kopf. In den vergangenen Minuten war etwas geboren worden. Die Kreuzweg-Legende!

Es war die zweite Nacht nach dem Tod des Reiters!

Der langersehnte Regen war schon am Tage gefallen und hatte die Felder, Wiesen und Wälder mit seiner Feuchtigkeit erfrischt. Sehr heiß war der Sommer gewesen, jetzt konnten Mensch und Tier wieder Atem holen.

Aus dem Staub wurde dicker, zäher Schlamm. Die Pferde und Ochsen hatten Mühe, die Gespanne durch den breiigen Morast zu ziehen. Auf den Feldern gab es bereits die ersten Überschwemmungen, so daß sich regelrechte Seen bildeten.

Am Abend, die Dunkelheit war noch nicht hereingebrochen, ließ der Regen nach. Dafür veränderte sich die Luft. Ein Gewitter zog auf. Im Westen wurde der Himmel schwefelgelb. Die Wolken nahmen ein seltsames Farbenspiel an. Da die Sonne noch nicht völlig verschwunden war und hinter ihnen stand, schickte sie ihre letzten Strahlen gegen die graue Wand und hellte sie rötlich gelb auf.

Sehr mißtrauisch betrachteten die Menschen den Himmel. Sie kannten die Sommergewitter und wußten genau, wie gefährlich sie werden könnten. Niemand dachte mehr an den Gehängten. Er hing am starken Ast der Eiche und bewegte sich unter den Windstößen. Wirklich niemand?

Es gab eine Gestalt, die an ihn dachte und sich bei Einbruch der Dunkelheit aus dem Haus schlich.

Noch hatte es nicht angefangen zu stürmen. Der Himmel leuchtete nach wie vor düster und fahl. Bald würde der Regen kommen und sich Sturm und Donner ablösen.

Bis dahin wollte die Gestalt es geschafft haben. In ihrem langen Regenumhang verschmolz sie mit der Dämmerung, als sie den kleinen Ort verließ und über den Schlammweg schritt.

Ihr Ziel war die Eiche!

Sie stemmte sich gegen den kühler werdenden Wind, hörte in der Ferne ein Krachen und Rumoren, so daß sie das Gefühl hatte, die Hölle würde ihr für das Tun Beifall spenden.

Sie ging noch schneller. Eine Hand hatte sie in der Tasche vergraben. Die Finger dort umklammerten den Griff eines Messers. Sie hatte die Klinge heimlich an sich genommen. Niemand sollte wissen, was sie in dieser Nacht noch vorhatte.

Und sie erreichte ihr Ziel, ohne daß sie ein Tropfen Regen genäßt hätte. Für eine Weile blieb sie unter den Ästen stehen und starre auf den Gehängten.

Er hatte sich verändert. Die beiden Tage waren nicht ohne Spuren an ihm vorübergegangen. Die Gesichtshaut war eingefallen, der untere Kiefer hing der Brust entgegen, und die Zunge schaute aus dem Mund. Die Gestalt fürchtete sich. Ihre Hände griffen in den Stoff der Kapuze und zogen sie vom Kopf.

Langes Haar fiel bis auf die Schulter. Die Gestalt war eine Frau, ein Mädchen.

Wanda...

Sie hatte es einfach nicht ausgehalten. Noch immer spukte ihr der Ruf des Mannes durch den Kopf, der sie hatte zur Frau machen wollen. Jetzt baumelte er tot vor ihr, drei Fußlängen breit über dem Boden, wo er im Wind schaukelte.

Nein, das konnte sie ihm einfach nicht antun. Es war seiner unwürdig, so zu sterben.

Die ersten Blitze spalteten die dicke Wolkendecke. Sie huschten über den Himmel, waren aber noch nicht so nah, daß sie dem Mädchen gefährlich werden konnten.

Das ferne Wetterleuchten erhellte trotzdem für eine kurze Zeitspanne auch die Umgebung des Galgenbaums und damit das Gesicht des gehängten Reiters.

Im fahlen Widerschein wirkte es bleich, dann wieder schattig. Etwas huschte über die Haut und gab ihr einen Anstrich, als würde der unheimlich wirkende Tote leben.

Wanda schüttelte sich. Sie bekam plötzlich Angst vor dieser Leiche und überlegte, ob sie den Toten einfach hängen lassen sollte. Das wollte sie auch nicht. Sie hatte den weiten Weg nicht umsonst unternommen, nein, so ging das nicht. Wer einmal gestorben war, der blieb tot. Er konnte nicht mehr leben, da spielten ihr die hellen Schatten der Blitze einen gewaltigen Streich.

Zudem fühlte sie sich auch nicht so gut. Sie stand unter einer starken Anspannung, denn das, was sie vorhatte, war nicht rechtens. Nur der Pfarrer oder der Totengräber besaßen die Berechtigung, einen Gehängten aus der Schlinge zu hieven.

Diesen Brauch wollte sie brechen.

Peitschend schlug der Donner zu. Die ganze Welt schien auseinanderbrechen zu wollen. Wanda bekam es mit der Angst zu tun. Sie lief bis an den Stamm, drehte sich um und preßte sich mit dem Rücken gegen die harte Rinde. Dabei schaute sie nach vorn. Wind kam auf.

Wie mit gierigen Händen fuhr er herbei, griff in das Laub über ihr, schüttelte es, riß die ersten Blätter los, die zu Boden taumelten, und packte auch den Gehängten.

Der Wind spielte mit ihm, als wäre er eine Figur. Der Tote wurde

nach rechts geschwungenen, fiel wieder zurück, während sein Kopf starr in der Schlinge steckenblieb.

Es war ein schauriges Bild, das nicht dazu beitrug, die Angst des Mädchens zu drosseln.

Die alten Äste bewegten sich ächzend. Der gesamte Baum schien unter der erdrückenden Last des Windes zu stöhnen. Blitz auf Blitz jagte über den düsteren, mit dicken Wolken bedeckten Himmel. Die langen, hellen Speere spalteten den Dunst, rasten nieder zur Erde und fanden irgendwo ihre Ziele.

Wanda fiel ein, daß auch dieser Galgenbaum sehr einsam stand. Er konnte leicht von einem Blizstrahl getroffen werden, der sie zwangsläufig dann auch erwischte.

Sie hatte die Hände zusammengelegt und bewegte zitternd die Lippen. Leise Worte drangen aus ihrem Mund. Es war ein Gebet, das ihre Angst vertreiben sollte. Schon in den Kindertagen hatte es ihre Mutter sie gelehrt. Jetzt erinnerte sich Wanda wieder daran.

Schwer und gleichzeitig hektisch holte sie Atem. Wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollte, mußte sie es jetzt tun. Die rechte Hand verschwand in der Manteltasche. Mit einer entschlossenen Bewegung zog das Mädchen die Klinge hervor.

Einen Augenblick länger als gewöhnlich starrte sie auf die blanke Klinge mit der scharfen Schneide.

»Der Herrgott möge mir verzeihen!« flüsterte sie, als sie sich dem Gehängten näherte und den rechten Arm anhob. Sie brachte die Schneide des Messers dicht an das Seil und rieb dagegen. Die Fasern zersprangen, der Wind wehte sie weg. Blitz und Donner jagten über den Himmel und führten ihr Wechselspiel fort, das die Aktionen des jungen Mädchens begleitete.

Noch zweimal mußte sie nachschneiden, dann hatte sie es geschafft. Das Seil riß!

Der Hals des Toten blieb in der Schlinge, als der Mann selbst nach

unten kippte. Seine Füße prallten auf den Boden. Wanda schaute staunend zu. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, als würde der Tote tatsächlich stehenbleiben, dann sackte er zusammen und schlug lang auf den Rücken.

Wanda holte tief Luft. Sie drehte ihr Gesicht dem Ast zu und sah ihn leer. Geschafft!

Sie hatte ihren Plan tatsächlich in die Tat umgesetzt. Plötzlich kümmerte sie das Gewitter nicht mehr. Es war ihr egal, ob sich Donner und Blitz ablösten, der Tote auf dem Boden erschien ihr in diesen Augenblicken viel wichtiger.

Neben ihm kniete das Mädchen nieder. Sie schaute ihn an, sah das leichenblasse, etwas bläulich schimmernde Gesicht aus der Nähe und auch den Zungenklumpen, der zwischen den Lippen hervorschaute. Normalerweise wäre sie weggelaufen, doch dieser Mann war etwas Besonderes. Er hatte sie gerufen und zur Frau machen wollen. Sie hätte sich ihm auch hingegeben, doch die Menschen waren schneller gewesen und hatten ihn aufgehängt.

Welch eine Schandtat!

Nichts konnte sie mehr für ihn tun. Nur noch einen letzten Dienst erweisen. Sie würde ihn nehmen und in den Wald schleifen, wo sie ein Grab für ihn ausheben wollte.

Wenigstens einen letzten Liebesdienst erweisen.

Im fahlen Widerschein der Blitze hockte Wanda neben der Leiche und schaute sie stumm an, wobei sie den Kopf schüttelte, bevor die nächsten Worte aus ihrem Mund drangen.

»Du sollst hier nicht verrecken, Liebster. Ich werde dir ein Grab besorgen. In der kühlen Erde unseres Heimatlandes Polen sollst du deine letzte Ruhestätte finden. Alles andere ist vergessen. Ich allein weiß, daß du es nicht schlecht...«

Der krachende Donner riß ihr die nächsten Worte von den Lippen, und Wanda zuckte zusammen.

Nicht nur allein wegen des Donnerschlags. Sie hatte auch etwas anderes wahrgenommen.

Die Zunge war verschwunden!

Hatte sie bis vor wenigen Sekunden noch aus dem Mund hervorgeschaudt, so entdeckte Wanda sie nun nicht mehr. Sie mußte in den Hals zurückgefallen sein.

Von allein?

Wanda wischte über die Stirn. Wahrscheinlich, denn der Tote lag auf dem Rücken, da hatte so etwas leicht passieren können. Einen Herzschlag später traf Wanda der nächste Schock. Plötzlich bewegten sich die Lippen der Leiche! Als bestünden sie aus altem Gummi, so wurden sie in die Breite gezogen. Seltsam dunkel glänzte das Gesicht des Toten. Nicht schwarz, nicht blau, in einer gräulichen Farbmischung.

Wanda zuckte zurück.

Im nächsten krachenden Donnerschlag sah sie, wie sich die Lippen der Leiche zum Sprechen bewegten, so als würden sie Worte sagen. Der Donner verrollte in der Ferne, und dann hörte sie ihn deutlich.

»Zieh den Degen aus meinem Körper.«

Dumpf klangen die Worte. Gleichzeitig auch krächzend, und Wanda hatte den Befehl genau verstanden. Trotzdem fürchtete sie sich davor. Sie traute sich einfach nicht, den Arm zu heben und mit den Fingern den Waffengriff zu umspannen.

»Den Degen!«

Abermals vernahm sie die Worte. Im Widerschein eines Zackenblitzes schimmerte das dunkle Gesicht der Leiche fahl. Auch die Augen bewegten sich, und Wanda überwand sich in diesen Augenblicken selbst.

Sie griff zu und riß den Degen mit einem heftigen Ruck aus dem Körper des Toten. Jetzt war es vollbracht.

Wanda erschrak selbst über ihre eigene Tat. Sie schaute auf die

Leiche und sah auch die Wunde in Magenhöhe. Kein Tropfen Blut floß mehr hervor, auch die Klinge war im unteren Drittel blank. Lebte der Reiter tatsächlich?

Er bewies es Wanda in dem Augenblick, als sie den Degen zur Seite legte. Plötzlich kam Bewegung in ihn. Seine Arme schnellten in die Höhe. Die Hände waren zu gefährlichen Krallen geworden, die sich blitzartig um den Hals des Mädchens legten. Und sie drückten zu. Wanda wußte nicht, wie ihr geschah. Sie war zu geschockt, um sich zu wehren, nur den Druck der eiskalten Totenhände spürte sie am warmen Fleisch ihres Halses.

Und die Leiche richtete sich auf.

Sie besaß Kraft. Während sie sich in die Höhe schob, drückte sie das Mädchen zurück, ohne dessen Hals loszulassen. Wanda konnte sich nicht mehr halten. Ihr Rücken wurde durchgebogen, sie kippte langsam nach hinten, und die Spitzen ihrer langen Haare berührten bereits den Boden. Wenig später fiel auch sie auf den Rücken.

Die lebende Leiche hatte ihr Opfer nicht losgelassen. Sie kniete jetzt, hielt die Kehle fest umklammert und preßte sie immer mehr zusammen. Auf diese Art und Weise beförderte dör Untote Wanda vom Leben zum Tod.

Gnade kannte er nicht!

Grelle Blitze spalteten den Himmel. Ein furchtbares Gewitter entlud sich. Durch sein fahles Licht gab es der Szenerie einen unheimlichen Ton. Noch schauriger wirkte der Zombie, der den Hals des Mädchens auch weiterhin umklammert hielt.

Erst als der Himmel seine Schleusen öffnete, ließ er los. Ganz in der Nähe schlug ein Blitz in den Boden. Eine grelle gezackte Linie, als hätte der Teufel persönlich seine schaurige Handschrift hinterlassen. Für einen Moment hob sich der unheimliche Reiter klar und deutlich vor dem im Hintergrund stehenden Baumstamm ab, bevor die Dunkelheit ihn wieder schluckte und er sich aufrichtete.

Wanda lag auf dem Rücken.

Regungslos. Gebrochene Augen starrten in den düsteren Himmel, und der Regen klatschte in das blasses Gesicht. Mit seltsam steifen Bewegungen schritt der Reiter zur Seite und hob seinen Degen auf. Er steckte ihn ein.

Dann blieb er stehen, um den Kopf in den Nacken zu legen. Es sah aus, als würde er auf irgend etwas warten oder lauschen. In der Tat trat ein gewisses Ereignis ein.

Aus der Dunkelheit und den fahlen, von Lichtspeeren geschaffenen Lichtinseln erschien ein Schatten.

Er raste heran, wieherte schrill, und einen Augenblick später hatte das Tier seinen Reiter erreicht.

Wild lachte der Unheimliche auf, als er nach den Zügeln griff und das Pferd hart heranzog.

Geschmeidig, als wäre er ein Lebender, schwang er sich in den Sattel. Dort schüttelte er sich, als ihn die Wassermassen trafen, die aus den Wolken stürzten. Wild schwang er seinen Arm. Die Hand hatte er dabei zur Faust geballt.

Wetterleuchten umtanzte ihn. Weit riß er den Mund auf und schrie seine Warnung in die Dämmerung und in die Mischung aus Donner und Blitz.

»Die Kreuzweg-Legende wird zu einer blutigen Wirklichkeit werden. Das schwöre ich euch...«

Dann sprengte er davon, um tanzt von fahlen, aus den tiefen Wolken zuckenden Lichtspeeren und eingehüllt von einem krachenden Donner.

Begleitmusik für einen lebenden Toten.

Zurück aber blieb das Mädchen Wanda. Auf dem Rücken lag sie, während der Regen gegen ihre Gestalt klatschte, als wollte er ihren Tod beweinen...

Mir gefiel die ganze Sache nicht.

Obwohl ich mich in einer Kirche befand, war mir doch unheimlich zumute. Nicht allein wegen der Kühle, die im Innern der kleinen Kirche herrschte, denn draußen war es schwül und auch heiß, es war die Atmosphäre, die mich einfach störte.

Durch das kleine Kirchenschiff strömte ein Hauch, der mir überhaupt nicht paßte. Ich wurde die Vermutung nicht los, daß dieser Raum auf irgendeine Art und Weise entweihrt war.

Noch stand ich nahe der Eingangstür. Ich hatte mich in den Schatten gedrückt und mit dem Rücken gegen die weiße Mauer gepreßt. Aus weit geöffneten Augen schaute ich nach vorn, wo sich der kleine, aber prachtvoll geschmückte Altar befand, auf dem mehrere Vasen standen. Aus ihren Öffnungen ragten die bunten, frischen Sommerblumen, die gläubige Polen zweimal in der Woche auswechselten. Diese Kapelle gehörte einer polnischen Gemeinde mitten in London. Es waren Exilpolen, die an der Themse ihre zweite Heimat gefunden hatten. Auf diplomatischem Wege war man an meinen Chef, Sir James Powell, herangetreten und hatte ihn gebeten, einen Mann in die Kapelle zu schicken, weil es angeblich dort nicht geheuer sein sollte. Sir James hatte zugestimmt. Im Zeichen eines politischen Winters sollte man jede Gelegenheit nutzen, sich auf dem kleinen Weg Freunde zu verschaffen, wenn die Großen schon nicht mitspielten. Sir James hatte zugestimmt und mich losgeschickt.

Ich war zudem froh gewesen, der noch stickigeren Büroluft entfliehen zu können und hätte mich in der Kapelle wirklich wohl gefühlt, wäre da nicht dieses seltsame Gefühl gewesen, das sich wie ein Ring aus Eis um meine Brust gelegt hätte.

Es ging um eine Madonna!

Soviel hatte man mir gesagt. Was mit ihr genau geschehen war, konnte ich nicht sagen. Zudem sah ich von meinem Standort die

Madonna auch nicht, denn sie stand nicht auf dem Hauptaltar, sondern auf einem kleineren im schmalen Nebenschiff der Kapelle.

Sie hatte nur sehr kleine Fenster. Zudem lagen sie hoch, die Scheiben waren bunt und filterten das Sonnenlicht entsprechend stark, so daß es kaum mehr den Boden und die dunkelbraunen Bänke erreichte. Die Kirche blieb im halbdunkel...

Es störte mich auch die Luft. Sie roch nach Weihrauch, was nicht weiter schlimm gewesen wäre, aber auch der Gestank von Verbranntem drang in meine Nase.

Das machte mich skeptisch.

Noch blieb ich auf meinem Platz, weil ich die Atmosphäre zunächst in mich aufnehmen wollte.

Kein Laut drang an meine Ohren. Nicht einmal das Knacken der alten Holzbänke, wenn das Material arbeitete. Ich hörte allein meinen eigenen Atem, der flach über die Lippen drang.

Draußen hatte ich geschwitzt. Allmählich kühlte der Schweiß auf meiner Stirn ab.

Da ich ihn nicht wegwischte, trocknete er zu einer kalten Schicht aus. Ich dachte wieder an die Madonna und auch daran, daß ich nicht länger im toten Winkel der Tür stehenbleiben wollte. Also löste ich mich aus dem Schatten.

Sehr vorsichtig schritt ich in den Mittelgang hinein. Unter meinen Sohlen knirschte der Staub. Durch drei Fenster an der linken Seite drang das Sonnenlicht. An der gegenüberliegenden Wand zeichnete es farbige Flecken.

Bis zum Ende der Bankreihe trat ich vor, blieb dort stehen, schaute noch einmal auf den Altar und konnte nichts Verdächtiges feststellen. Anschließend wandte ich mich nach rechts.

Ich schritt an der letzten Bankreihe entlang, erreichte ihr Ende und damit auch das kleine Seitenschiff oder den schmalen Seitengang, wo auch der Altar mit der geheimnisvollen Marienfigur stand. Da in

seiner Nähe einige Kerzen mit ruhiger Flamme brannten, konnte ich ihn auch aus dieser Entfernung erkennen. Er bestand aus grauem Stein, war mit Blumen geschmückt, so daß zwischen den beiden Vasen die Figur der Mutter Gottes ihren Platz gefunden hatte. Um sie drehte es sich.

Und sie ließ ich auch nicht aus den Augen, als ich möglichst leise auf den Altar zuschritt.

Ich blieb erst stehen, als ich bereits die Wärme der brennenden Kerzen spürte.

Man konnte nicht direkt an den Altar heran. Um die Figur fassen zu können, mußte ich über ein Seil hinweggreifen.

Da mich das Kerzenlicht ein wenig blendete, stellte ich einige Leuchter zur Seite. Jetzt wurde die Sicht besser.

Auf dem Hauptaltar hatten ebenfalls Blumen gestanden, zudem in prächtiger Blüte.

Auch auf diesem Altar standen Blumen. Sie mußten ebenfalls frisch geschmückt sein.

Dennoch gab es einen Unterschied.

Diese Blumen hier ließen die Köpfe hängen, als wären sie in tiefer Trauer.

Für mich ein rätselhaftes Phänomen, denn die Luft hier war nicht anders als am Hauptaltar.

Dennoch waren die Blumen verwelkt.

Von den traurigen Blüten zur Madonna. Mein Blick saugte sich an der Figur fest.

Sie war schwarz!

Für Polen eigentlich nicht außergewöhnlich, denn es gibt in diesem Land mehrere schwarze Madonnen. Diese Figur besaß etwa die Höhe eines ausgewachsenen Männerarms. Sie trug kein Jesuskind, wie man es oft sieht. Dafür hatte sie die schmalen Hände übereinandergelegt und vor die Brust gepreßt. Der Kopf war ein

wenig zur linken Seite hingeneigt. Ich bückte mich, um den Ausdruck des Gesichts erkennen zu können. Er kam mir irgendwie leidend und dennoch güting vor. Da sie aus einem schwarzen Material bestand, war auch der ihren Kopf umgebende Kranz schwarz. Wie die Stäbe eines Mikado-Spiels schwebten die Spitzen des Kranzes über dem sehr schmalen Haupt der beeindruckenden Figur. Ich erinnerte mich an das Gespräch mit Sir James. Er hatte mir noch mitgeteilt, daß die Figur einige hundert Jahre alt war. Nur wußte ich nicht, aus welch einem Material sie bestand. Das konnte ich trotz der brennenden Kerzen nicht erkennen.

Da man mich schon geholt hatte, würde man sicherlich nichts dagegen haben, wenn ich die Figur berührte. Ich streckte meinen Arm über das gespannte Seil und machte auch die Finger lang. Mit den Kuppen strich ich über den Corpus.

Ich hatte damit gerechnet, eine gewisse Kühle zu spüren, wurde diesbezüglich enttäuscht, denn das Material fühlte sich ungewohnt warm an.

Als ich leicht dagegen klopfte, hörte ich einen pochenden Klang. Anders als hätte ich gegen Stein geschlagen. So klang eigentlich nur ein Material.

Holz!

Das war es. Die Figur bestand aus Holz.

Ich zog meinen Arm wieder zurück, da ich über das gespannte Seil hinweg klettern und die Figur an mich nehmen wollte. Ein Bein hatte ich bereits über den Strick geschwungen, als ich mitten in der Bewegung verharrte. Den Blick hatte ich nie von der Madonna gelassen, deshalb sah ich auch sehr deutlich, daß sich in ihrem Gesicht etwas tat. Die Züge bewegten sich.

Unheimlich sah dies aus, denn in dem glatten Holz entstanden plötzlich kleine Falten und Gräben. Auch Runzeln und Kerben waren zu erkennen. Über die Wangen lief ein Zucken. Die Augen füllten

sich mit einer dunklen Flüssigkeit, von der so viel in die Höhlen hineingedrückt wurde, daß dies überquoll und ihren Weg an den faltigen Wangen der Figur nach unten suchte.

Die Madonna weinte.

Ich schaute gebannt die Tränen an, wobei mir ein wahnwitziger Verdacht kam, den ich bestätigt haben wollte. Rasch zog ich auch den anderen Fuß nach, stand direkt vor dem Altar und fuhr mit dem angewinkelten linken Zeigefinger an der Figur von unten nach oben entlang. Die Flüssigkeit lief auf meinen Finger, den ich dicht vor meine Augen brachte und meinen Verdacht bestätigt sah.

Was sich da auf der Haut befand, war rote Masse.

Blut!

Die Madonna hatte Bluttränen geweint!

Mein Magen zog sich zusammen. Ich hatte das Gefühl, Essig getrunken zu haben, putzte das Blut an einem Taschentuch ab und beobachtete weiterhin die Madonna.

Sie weinte nicht nur, sie bewegte sich auch.

Der Kopf, vorhin hatte er noch leicht schief gelegen, richtete sich auf, wurde dabei zur rechten Seite gedrückt, um anschließend in kreisende Bewegungen zu geraten.

Dabei verzog sich das Gesicht noch mehr. Schmerz zeichnete sich auf den Zügen ab, den ich sogar in den noch mit Blut gefüllten Augen der Figur lesen konnte.

Aber die Bewegungen der Figur blieben nicht allein auf das Gesicht beschränkt. Jetzt löste die armlange Madonna auch die beiden zusammengelegten Hände, so daß die Arme nach unten fallen konnten und rechts und links ihres Körpers nach unten hingen. Die Hände zuckten.

Finger bewegten sich. Da wurden Fäuste gebildet, die sich wieder öffneten, und Haut vibrierte, als stünde sie unter Strom. Die Figur mußte Schreckliches erleben und durchmachen. Sie litt Qualen, denn

auch die schmalen Lippen hatten sich geöffnet.

Ich lauschte, ob vielleicht ein Stöhnen aus ihrem Mund drang. Das war nicht der Fall. Noch blieb sie ruhig...

Aber ich vernahm ein anderes Geräusch. Es entsteht immer dann, wenn Holz zerrissen wird oder zersplittert. So auch hier, nur wesentlich leiser. Obwohl ich es noch nicht sah, wußte ich genau, worauf alles hinauslief. Die Figur würde vergehen.

Ich zuckte zurück, als sie von einem Moment zum anderen regelrecht explodierte. Der Corpus brach in der Mitte entzwei. Er bildete praktisch einen Scheitel, und aus der entstandenen Öffnung zuckte eine düstere Flamme, die die gleiche Länge bekam wie die Figur. So schnell wie sie hervorgefaucht war, fiel sie auch wieder zusammen. Gleichzeitig knackte es im Innern der Figur, und vor meinen Augen zerbröselte sie. Staub rieselte auf den Altar. Holzstaub... Ich atmete tief ein, wischte mir den Schweiß von der Stirn und schüttelte den Kopf. So etwas hatte ich noch nie erlebt. In einer Kirche, einer geweihten Stätte also, tobte sich eine Schwarze Magie aus!

Ich blickte hoch zur Decke. Dünne, dunkle, träge Rauchschwaden trieben in ihre Richtung und verwehten, bevor sie die Decke erreicht hatten. Mit dem Finger rührte ich in den Resten.

Sie waren nur warm, mehr nicht.

Dann nahm ich das Kreuz. Ich wollte einen letzten Versuch starten und brachte den geweihten Gegenstand in die Asche hinein. Genau dort, wo es getroffen hatte, glühten die Reste auf. Schnell verschwand auch dieses Leuchten.

Normale Holzasche blieb zurück.

Noch vor einer halben Stunde hatte ich nicht viel von diesem Fall gehalten, nun dachte ich anders darüber. Diese Madonna war von schwarzmagischen Kräften beeinflußt worden. Sie mußten schon sehr stark sein, da sie es geschafft hatten, die wahrscheinlich geweihte

Figur zu zerstören. Zudem noch innerhalb einer Kapelle.

Hinweise oder Anhaltspunkte hatte ich bisher keine bekommen, war mir allerdings sicher, daß man mich von kompetenter Stelle noch aufklären würde.

Ich ging den gleichen Weg zurück. Diesmal nur schneller, öffnete die Kirchentür und hielt eine Hand gegen die Stirn, weil mich das Sonnenlicht im ersten Augenblick blendete.

Noch etwas hatte sich verändert. Auf dem kleinen Vorplatz stand nicht nur mein Bentley, auch eine dunkle Mercedes-Limousine, die direkt hinter dem Silbergrauen geparkt hatte.

Die Tür des Mercedes schwang auf. Ein Mann im dunkelgrauen Anzug kam auf mich zu. Er trug die Mütze eines Chauffeurs.

»Mr. Sinclair?« Seine Aussprache klang hart. So redeten Leute aus dem Ostblock.

»Der bin ich.«

»Legationsrat Wolstinski und ihr Chef, Sie James Powell, möchten Sie sprechen. Die beiden Herren warten im Wagen.«

»Danke.«

Ich schritt los, wurde von dem Chauffeur überholt, der mir die Tür öffnete.

Zu den beiden Männern setzte ich mich in den Fond und sah das zufriedene Nicken meines Chefs. Anscheinend hatte er an meinem Gesicht abgelesen, daß mir etwas Seltsames widerfahren war. Er schloß eigenhändig die Tür. »Dann wollen wir mal weitersehen«, sagte er lächelnd...

Wo der Wald so dicht war, daß sich kaum ein Mensch hintraute und dornige Brombeersträucher fast eine Mauer bildeten, lebte ein Mann, der von den Menschen nur der Eremit genannt wurde.

Er kam aus dem ehemaligen Ostdeutschland und besaß deshalb einen deutschen Namen.

Marcus St. Immel.

Ob es sein richtiger Name war, wußte nur er selbst. Jedenfalls bezeichnete er sich als Beter, Einsiedler und Mönch. Nur sehr sporadisch verließ er seine Hütte im Wald, um in die Dörfer zu gehen. Er nahm Beichten ab, verteilte die Kommunion, gab letzte Ölungen und kümmerte sich um körperlich und seelisch Kranke.

Ein Fahrzeug besaß er nicht. Wenn er das nächste Dorf besuchen wollte, mußte er sich schon in der Nacht oder im Morgengrauen auf den Weg machen, denn er hatte einige Kilometer zu laufen. So war es auch an diesem Tag.

Die letzten Wochen waren warm gewesen. Sogar auf den höchsten Gipfeln der nördlichen Karpaten war der Schnee weggetaut. Allem Anschein nach versprach es, ein herrlicher Altweibersommer und ein wunderbarer Herbst zu werden.

St. Immel schaute sich noch einmal in der Hütte um, bevor er sie verließ. Er zog die Tür ins Schloß. Die Kerze neben seiner primitiven Lagerstatt hatte er ausgeblasen. Einen Riegel oder ein Schloß benötigte er nicht. Bei ihm brach niemand ein.

Dann machte er sich auf den Weg.

Morgennebel wallte noch in den Tälern und stieg allmählich in die Höhe. Das feine graue Gespinst hing auch zwischen den Bäumen und Sträuchern. Die ersten Vögel erwachten aus ihrem nächtlichen Schlaf. Sie trällerten und jubilierten die aufgehende Sonne an. St. Immel mochte den Gesang der Vögel.

Er freute sich, ihn noch hören zu können, denn die Tiere waren die einzigen, die Gottes Schöpfung, die Erde, nicht verseuchten. Wer in dem Einsiedler einen älteren Mann erwartet hätte, sah sich getäuscht. Marcus St. Immel war nicht älter als dreißig Jahre. Er hatte dunkle, sehr kurz geschnittene Haare, trug einen schmalen Oberlippenbart, der die etwas farblosen Wangen noch bleicher erscheinen ließ. Seine braunen Augen blickten stets freundlich. Dieser Pater war ein

Mensch, zu dem man einfach Vertrauen haben mußte. Er trug stets ein Gewand aus dunkelbraunem, reißfestem Sackleinen. In der Mitte wurde es durch eine Kordel gehalten.

Mehr brauchte der Eremit an Kleidung nicht, der sich von den Früchten des Waldes ernährte.

Und er verließ sich auf sein Holzkreuz, das von der Kordel an seiner linken Hüfte hing.

Seine blanken Füße steckten in festen Schuhen. Der Waldboden war sehr uneben, da benötigte er gutes Schuhwerk.

Um von seiner Hütte aus auf einen Pfad zu gelangen, mußte er den Weg durch den dichten Wald nehmen. Auch in der Dunkelheit fand er sich zurecht, erreichte einen Wildwechsel, folgte ihm tiefer ins Tal hinein und verschwand bald zwischen den grauen Nebelwänden, die bald von der Sonne würden aufgelöst werden.

St. Immel erreichte den Weg. Er war ein wenig spät dran. Die Morgendämmerung verschwand schon. Erste Lichtspeere explodierten am Himmel und stießen hinein in graue Wolkenbänke. St. Immel nahm den Weg ins Tal. Er war noch feucht vom Tau des Morgens.

Rechts des Weges führte ein dicht bewachsener Abhang in die Tiefe. Links ging es ebenso steil wieder hoch.

Der Gesang der Vögel begleitete ihn. Die gefiederten Freunde hockten im Laub der Bäume. Sie begrüßten den kommenden Tag und kannten keine schlechte Laune.

Sehen konnte St. Immel sie nicht. Morgengrauen und Nebel nahmen ihm die Sicht. Er dachte daran, daß die grauen Schwaden Anfang September noch schnell verdampfen würden.

Einen Monat später sah es dann völlig anders aus.

Unter seinen Sohlen knackten Äste und kleinere Zweige. Manchmal raschelte auch Laub. Die Lippen des Mannes hatten sich zu einem Lächeln verzogen. Trotz seiner selbst gewählten Einsamkeit freute er

sich darauf, wieder den Menschen in den kleinen Orten begegnen zu können. Sehr oft luden sie ihre Sorgen bei ihm ab. Er fühlte sich wohl unter ihnen, nachdem sie Vertrauen zu ihm gefaßt hatten. So ging er weiter.

Seine Gedanken beschäftigen sich mit Gott und der Welt. Er dachte auch an die Zukunft, die gar nicht so gut aussah, blieb abrupt stehen, denn trotz seiner Überlegungen war ihm etwas nicht verborgen geblieben.

Die Vögel sangen nicht mehr!

Für den Einsiedler war dies ein schlechtes Zeichen, denn seine Freunde jubilierten oft den gesamten Tag über. Wenn sie jetzt verstummt waren, mußten sie einen Grund gehabt haben.

Sf. Immel war ein ruhiger Mensch. Er verhielt seinen Schritt, stützte sich mit einer Hand an einem gebogenen und mit Moos bewachsenen Baumstamm ab und blieb minutenlang so stehen, um sich völlig in die ihn umgebende Natur versenken zu können.

Unruhe drang in seinem Innern hoch.

Um ihn herum raschelte es. Er sah Rehe in panischer Hast fliehen. Ihnen folgten zwei Füchse und dann ein Rudel Hirsche, die aufgeschreckt durch die Büsche brachen und den Abhang rechts des Weges hinab in die Tiefe stürmten.

St. Immel wußte nun endgültig, daß etwas nicht in Ordnung war. Er hatte sich auch die Richtung gemerkt, aus der die flüchtenden Tiere gekommen waren.

Von vorn waren sie ihm entgegengelaufen.

Da wallte nun leider der Nebel, so daß er nichts erkennen konnte. Er war allerdings sicher, daß innerhalb der grauen Dunstschwaden, vielleicht nicht mal weit entfernt von ihm, etwas lauerte.

Kam es näher?

Ja, denn der Eremit hörte ein Geräusch, das so überhaupt nicht in die Stille des Waldes passen wollte.

Ein Trommeln und Hämmern, das er noch stärker vernahm, als er sich bückte und sein Ohr gegen den Boden preßte. Es war Hufschlag!

Nicht von einem im Wald lebenden Tier stammte er her, das mußte ein Reiter sein, der ihm bald entgegenkommem würde.

Der Mönch richtete sich wieder auf. Seine sonst so weichen Gesichtszüge hatten einen gespannten, lauernden Ausdruck angenommen. Die Augen waren zu schmalen Sicheln verengt. Er lauschte in die Nebelwand hinein und erwartete jeden Augenblick, die Umrisse der Gestalt zu sehen.

Der Reiter kam näher. Allein daran festzustellen, daß sich der Hufschlag verstärkte. Aber der Nebel war zu dicht, zudem schlug der Weg vor ihm eine Kurve, damit er um eine Bergflanke herumgeführt wurde, bevor er endgültig ins Tal führte.

Marcus St. Immel dachte nicht daran, auch nur einen Schritt zu weichen. Er blieb mitten auf dem Weg stehen und wollte den Reiter stoppen. Dabei überlegte er, wer es sein könnte.

Bestimmt kein Bewohner aus den Dörfern. Die ritten nicht auf Pferden in den Wald, höchstens ein Besucher aus der Stadt, der sich verirrt haben mußte.

Aber weshalb waren die Tiere geflohen? Von einem normalen Reiter ließen sich sie sich nicht so erschrecken, es sei denn, sie ahnten eine gewisse Gefahr.

Lange brauchte der Mönch nicht mehr auf eine Antwort zu warten, denn innerhalb der Nebelwand erschien ein Umriß.

Er kam. Es war tatsächlich eine Gestalt, die auf dem Rücken eines Pferdes saß. Beide waren dunkel, schwarz wie die Nacht. Den Mönch beschlich ein unheimliches Gefühl. Trotzdem wich er keinen Schritt zur Seite, blieb stehen und hob seinen rechten Arm.

Er wollte ihn stoppen und fragen, aus welch einem Grund er in dieser Morgenfrühe durch den einsamen Wald ritt.

Beinahe schien es so, als wollte der Mann auf dem Pferd den Einsiedler kurzerhand überreiten. Drohend und gewaltig tauchte er vor St. Immel auf, der sich instinktiv duckte, doch der Reiter bekam sein Tier in den Griff, riß an den Zügeln, so daß sich das Pferd auf die Hinterbeine stellte, wieherte und herumgezogen wurde.

Sicherheitshalber war St. Immel in Deckung gegangen. Hinter einem Baumstamm wartete er so lange ab, bis das Tier mit seinen vier Beinen wieder auf dem Boden stand.

Dann traute er sich hervor.

Kein Schnauben drang an seine Ohren. Die Stille war schon unnatürlich, und er wunderte sich darüber.

Auch der Fremde sagte keinen Ton. Er hatte sich ein wenig zur Seite gebeugt, so daß er in das Gesicht des Einsiedlers schauen konnte, als dieser den Kopf in den Nacken legte.

St. Immel war sprachlos. Er starnte die unheimliche schwarze Erscheinung auf dem Pferderücken an, stellte fest, daß der Reiter einen breitkrempigen Hut trug, sich darunter aber kein richtiges Gesicht abzeichnete, sondern ein düsteres, wallendes, nebeiformiges Gebilde. Und der Mönch spürte die gefährliche Aura, die von dieser Person auf dem Pferderücken ausging. Es war ein Hauch, der nach Tod, Hölle und Vernichtung roch.

St. Immel ging zurück. Automatisch tastete seine rechte Hand nach dem Kreuz an seiner Seite. Er nahm es zwischen die Finger und hielt es in die Höhe.

Im selben Augenblick zog der andere seinen Degen. Aus den wallenden Nebelschleiern drang die Klinge hervor, pfiff durch die Luft und hätte St. Immel fast noch erwischt, wäre dieser nicht zur Seite gesprungen. So fauchte die Degenklinge an ihm vorbei und hackte in die dicke Rinde eines Baumes, wo sie einige dicke Stücke abschlug. Der Reiter lachte gellend.

St. Immel, der das Kreuz hochhielt, vernahm dieses Lachen und

wußte Bescheid.

»Du bist der Teufel!« schrie er den Reiter an. »Du bist der Satan, du Höllenherziger. Flieh in die ewige Finsternis. Ich befehle es dir im Namen des Herrn!«

Der schwarze Reiter hörte die Worte. Ein schauriges Gelächter drang aus seinem Mund. Er beugte sich vor, schwang seine Degenklinge, so daß die Luft fauchend zusammenschlug und der Nebel zu Fetzen wurde.

»Ich kriege dich noch!« brüllte er. »Dein Kreuz schreckt mich nicht. Aber ich muß weg! Doch ich komme wieder...«

Er gab seinem Pferd die Sporen und schlug hart in die Flanken des Tieres, das aufwiegerte, startete und mit voller Karriere den weiteren Weg hochschoß.

Wie ein Phantom verschwand der unheimliche Reiter in der grauen Nebelwand und wurde von ihr verschluckt.

Noch einmal lachte er auf.

Für St. Immel hörte es sich an wie ein Gruß vom Teufel. Er preßte das Kreuz gegen seine Lippen und murmelte Gebete. Sie taten ihm gut, denn er spürte, wie der Schock wich und er wieder klar durchatmen konnte. So etwas war ihm noch nie passiert. Hatte er geträumt? Er schaute auf den Baum und sah die Stelle, wo die Degenklinge die Rinde abgefetzt hatte. Das war der Beweis!

St. Immel schüttelte den Kopf. Auf einem fauligem Baumstumpf ließ er sich nieder und dachte nach. Von irgendwoher mußte der Reiter gekommen sein. Lange überlegte er nicht, denn ihm fiel plötzlich ein, welche Geschichte man sich in der näheren Umgebung erzählte. Die Menschen glaubten fest daran. Er hatte darüber gelächelt. Nun war er zu einer anderen Meinung gelangt. Die Kreuzweg-Legende schien Wirklichkeit geworden zu sein.

Wir fuhren nicht, sondern blieben stehen. Im Wagen war es

angenehm kühl, dafür sorgte eine Klimaanlage.

Der polnische Diplomat namens Wolstinski war ein älterer Mann mit schütteten grauen Haaren. Sie waren in der Mitte gescheitelt. Die Gesichtsfarbe des Mannes erinnerte mich an die ungesunde Blässe der Büromenschen. Er saß links neben mir und fragte mit leiser Stimme:

»Was haben Sie erlebt, Mr. Sinclair?«

Bevor ich eine Antwort gab, schaute ich an ihm vorbei zu meinem Chef, Sir James. Der nickte nur.

»Okay«, erwiederte ich. »Sie haben recht gehabt. Mit der Madonna stimmte einiges nicht...«

Ich berichtete, wie die Figur vor meinen Augen explodiert und dann zerfallen war. Bei jedem weiteren Wort, das ich sagte, geriet der Botschaftsangehörige mehr ins Schwitzen. Schließlich holte er ein Taschentuch hervor und tupfte sich das Gesicht ab.

»Ich ahnte es!« flüsterte er, »verdammmt, ich ahnte es...«

»Was ahnten Sie?«

Eine direkte Antwort bekam ich nicht darauf. Vielleicht war das auch Diplomatenart. Er fragte links um die Ecke herum: »Sind Sie bereit, den Fall zu übernehmen?«

Ich lächelte. »Ja, er interessiert mich.«

»Dann müßten Sie England verlassen und nach Polen fliegen.«

Diesmal grinste ich schief. »In den Ostblock?«

»Haben Sie nicht schon gegen Zombies gekämpft, die im fernen Rußland ein Atomkraftwerk besetzten?«[1]

Ich wunderte mich. »Sie sind gut informiert.«

»Ja, ein Freund namens Wladimir Golenkow sprach über Sie, Mr. Sinclair.«

Klar, ich hätte wissen müssen, daß der Zug aus dieser Richtung fuhr. In Polen hatte ich bisher noch nichts zu tun gehabt. Zudem interessierte mich das Land. Nur würde ich davon kaum etwas zu

sehen bekommen, wenn ich die Lage realistisch einschätzte. »Wenn Sie mir garantieren, daß ich ungestört arbeiten kann, bin ich dabei«, erklärte ich ihm.

»Das werden Sie können. Ich verbürge mich dafür.«

»Hoffentlich auch Ihre Partei.«

»Diesmal müssen wir sie aus dem Spiel lassen. Was da geschehen ist, das ist mehr, als ich vertragen kann. Eine Legende hat sich erfüllt. Die Kreuzweg-Legende.«

»Hängt sie mit der Marienfigur zusammen?«

»Ja.«

»Und wieso?«

»Das ist eine etwas längere Geschichte, die ich Ihnen erklären möchte. Die Figur stand in Südostpolen in einem kleinen Ort namens Szetisch. Dieses Dorf liegt nahe der tschechischen Grenze in den Nordausläufern der Karpaten. Die Bewohner waren stets stolz darauf, die Madonna zu besitzen, denn man schrieb dieser Figur übersinnliche Kräfte zu, was sie anscheinend auch hatte. Die Madonna war die Schutzpatronin dieses Ortes. Sie warnte vor Gefahren und soll blutige Tränen geweint haben, wenn etwas Schreckliches passierte. Und in der Gegend war Schlimmes geschehen. Vor über dreihundert Jahren trieb sich dort ein schwarzer Reiter herum, der junge Mädchen raubte und sie entjungferte. Diese Mädchen sind nie wieder aufgetaucht...«

»Woher wußte man denn von der Entjungferung?« fragte ich zwischen.

»Von den Personen selbst, als sie noch lebten. Sie vernahmen einen Ruf, dem sie folgen mußten. Niemand konnte sie festhalten. Sie liefen dann zu einem verfluchten Ort, dem Kreuzweg, wo eine Eiche steht, an deren Äste man Mörder und Schänder hängte. Dort trafen sie sich mit dem Reiter, wurden mitgenommen und wahrscheinlich nachher umgebracht. Vier Mädchen verschwanden aus den Dörfern, bis sich

die Menschen zusammenschlossen, um dem Reiter eine Falle zu stellen. Das gelang auch. Als ein junges Ding namens Wanda verführt werden sollte, griffen die Häscher zu. Sie schossen einen Pfeil in den Körper des Reiters und hängten ihn anschließend an einem besonders starken Ast auf. Mehrere Tage wollte man ihn hängenlassen, doch Wanda ging nachts zurück und schnitt ihn ab. Am anderen Morgen wurde sie erwürgt unter dem Baum liegend aufgefunden. Der Reiter aber war spurlos verschwunden.«

Wolstinski legte eine Sprechpause ein. Daher konnte ich eine Frage stellen. »Was hat das alles mit der Madonna zu tun, die hier in der Kirche zerstört wurde?«

»Es ist kompliziert, aber trotzdem einfach. Die Madonna stand früher in Szetisch. Jedesmal, wenn ein Mädchen starb, quollen aus ihren Augen blutige Tränen. Die Jahrhunderte über blieb die Figur in dem Ort. Nach dem zweiten Weltkrieg haben einige Landsleute von mir ihre Heimat verlassen und sind in die Fremde gegangen. Die Madonna nahmen sie mit nach London und stellten sie in ihre Kapelle. Vor einigen Tagen dann geschah es. Sie weinte wieder blutige Tränen. Wenn die Legende stimmt, dann ist der Reiter zurückgekehrt, um Tod und Verderben zu säen. Wissen Sie nun, weshalb ich Sie bitte, uns zu helfen?«

»Jetzt ja.« Ich lehnte mich zurück und zündete mir eine Zigarette an. Sir James und der polnische Diplomat ließen mich in Ruhe. Ebenso wie ich schauten sie dem blaugrauen Rauch nach, den ich gegen die Wagendecke blies. Mir war klar, daß man von mir jetzt eine Entscheidung erwartete. Ich wollte die beiden Gentlemen auch nicht enttäuschen, deshalb antwortete ich: »Der Fall interessiert mich.«

»Dann können Sie sofort fliegen«, sagte Wolstinski.

Ich winkte ab. »Mit einer Einschränkung. Ich möchte gern meinen Partner mitnehmen.«

»Den Chinesen?«

»Richtig. Sie sind gut informiert.«

Wolstinski hob die Schultern. »Nun ja, das läßt sich machen. In Anbetracht der Lage kann ich das durchdrücken.« Er hatte noch eine weitere Frage. »Sie sprechen nicht polnisch?«

»Nein.«

»Das ist schlecht. Die Menschen in den kleinen Dörfern können natürlich auch Ihre Heimatsprache nicht. Ich müßte Ihnen beiden noch einen Begleiter mitgeben.«

»Sie meinen einen Aufpasser?«

»Ihr Denken ist typisch westlich. Ich spreche tatsächlich nur von einem Begleiter.«

Ich war damit einverstanden. Was hätte ich auch sonst machen sollen? Wenn der Mann uns nicht im Weg stand, ging das schon in Ordnung. Das sagte ich Wolstinski auch.

»Nein, da brauchen Sie keine Angst zu haben. Ich werde ihn entsprechend instruieren.«

»Wir sehen uns dann im Büro, John«, sagte Sir James und machte mir damit klar, daß er dieses Gespräch für beendet hielt. Ich stieg aus. Der polnische Diplomat reichte mir noch einmal die Hand und wünschte mir viel Glück.

Dann fuhren sie ab.

Ich trat meine Zigarette aus und ging zurück in die Kirche. Der Staub lag nach wie vor auf dem Altar. Von den Blumen waren die Köpfe abgefallen. Im Grau der Holzasche wirkten sie wie matte Farbkleckse. Nein, hier würde ich keine Spur finden. Wenn ich den wahren Ursachen auf den Grund gehen wollte, mußte ich nach Polen reisen. Ich war gespannt, was Suko davon hielt.

Ich fand ihn im Büro. Zusammen mit Glenda räumte er seinen Schreibtisch auf. »Störe ich?«

Glenda schaute hoch. Ihre Wangen glänzten wie die Seiten eines Weihnachtsapfels. »Jetzt, wo alles vorbei ist, da kommst du her,

wie?«

»Das ist so meine Art. Aber...« Ich hob den rechten Zeigefinger.
»Wäre ich Privatdetektiv, hättet ihr eine andere Antwort von mir bekommen, meine Lieben.«

»Und welche?« fragte Suko.

»Ich war unterwegs, um Aufträge einzusammeln.«

»Dann hat es etwas mit dieser Kirche gegeben?«

»Sieht so aus.« Ich berichtete von meinen Erlebnissen.

Suko rieb sich die Hände, als ich geendet hatte. »Nach Polen wollte ich immer schon mal.«

»Wann wollt ihr fliegen?«

Glenda hatte die Frage gestellt, ich hob die Schultern, doch die Antwort wurde von Sir James gegeben, der soeben unser gemeinsames Büro betreten hatte.

»Einen genauen Zeitplan kann ich Ihnen noch nicht sagen, aber Legationsrat Wolstinski wird alles regeln und sich auch um die Flugkarten kümmern. Halten Sie sich auf jeden Fall bereit.«

»Das kann ich auch zu Hause«, sagte ich.

Sir James hatte mal wieder seinen pingeligen Tag. Er schaute auf die Uhr. »Haben wir schon Feierabend?«

»Noch nicht, Sir«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Aber während der Dienstzeit einen Koffer packen zu dürfen, ist doch auch etwas Besonderes. Oder nicht?«

Glenda mußte sich ein Grinsen verbeißen, als sie sah, daß der Superintendent den Kopf schüttelte. Er wollte zu einer Antwort ansetzen, als sich das Telefon meldete.

Suko hob ab. »Für Sie, Sir«, sagte er nach einer knappen Sekunde und reichte dem Superintendenten den Hörer hinüber. »Ein gewisser Mr. Wolstinski.«

Unser Chef hörte zu. Er sagte so gut wie nichts. Erst als er sich verabschiedete und den Hörer auflegte, meinte er zu Suko und mir

gewandt: »Sie können während der Dienstzeit nach Hause gehen und packen. Ihr Flug geht in knapp drei Stunden.«

»Hoch lebe Polen«, sagte ich.

Und Glenda meinte: »Noch ist Polen nicht verloren!«

»Wieso?« fragte ich.

»John Sinclair kommt.« Danach konnte sie sich das Lachen nicht mehr verbeißen.

Von der Schwüle in die Sonne!

So möchte ich den Flug nach Warschau bezeichnen. Wir landeten kurz vor Sonnenuntergang und sahen das Rollfeld wie in ein Meer aus gelbem Licht getaucht. Der Flug war glatt verlaufen, dennoch fühlte ich mich nicht so wohl, als wäre ich in Paris oder München ausgestiegen. Es kam daher, daß wir uns im Ostblock befanden. Immer wenn ich den Eisernen Vorhang überschritt oder überflog, bekam ich ein komisches Gefühl. So war es mir auch in Rußland ergangen. Nach einigen Stunden allerdings fühlte ich mich wieder normal.

Wir landeten glatt und sicher. Nur mußten wir noch in der Maschine warten, wie uns die freundliche lächelnde Stewardeß erklärte. Alle anderen Passagiere stiegen aus.

Also blieben wir sitzen und atmeten weiterhin die wenig frische Luft ein. Ich schaute auf das Rollfeld. Ein Bus sammelte die Passagiere ein und brachte sie zur Zollkontrolle.

»Bin gespannt, wen sie uns geschickt haben«, meinte Suko.
»Hoffentlich keinen dieser Polit-Funktionäre.«

Ich hob die Schultern. »Wir können ja wieder verschwinden, wenn uns der Knabe nicht gefällt.«

»Fragt sich nur, ob sie uns rauslassen.«

Die Spannung hielt nicht mehr lange an. Nach etwa vier Minuten betrat ein Mann die Maschine, der kurz mit der Stewardeß sprach,

sich dann in den Mittelgang hineindrehte und uns entgegenkam.

Wir waren aufgestanden. Dabei merkte ich, daß der Pole noch größer war als ich. Er hatte hellblondes Haar, ein sonnenbraunes Gesicht und ein offenes Lächeln. Auf den ersten Blick war er mir sympathisch. Hoffentlich blieb das so. Auch von seiner körperlichen Konstitution konnte man nichts gegen ihn einwenden. Wenn es hart auf hart kam, würde er bestimmt seinen Mann stehen.

»Ich bin Kasimir Wojtek«, erklärte er und reichte uns die Hand. Sein Händedruck war wirklich nicht von schlechten Eltern. Auch wir stellten uns vor, und Kasimir lachte. »Klar, ich kenne euch. Wladimir Golenkow hat euch beschrieben und noch einiges mehr. Ihr habt in Rußland ja schwer aufgeräumt.«

»Es hielt sich in Grenzen«, erwiderte ich.

»Ja, immer bescheiden, ich weiß. Ihr könnt übrigens Kasimir sagen. In Polen ist das ein gebräuchlicher Name. Ihr im Westen lacht wahrscheinlich darüber.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich war drei Jahre in London. Habe dort studiert und auch an der Botschaft gearbeitet.«

»Deshalb Ihr gutes Englisch.«

Er winkte ab. »Ich habe wieder viel verlernt. Wie geht es Wolstinski?«

»Gut.«

»Er ist ein ausgezeichneter Diplomat. Hat mich ausgebildet. Theoretisch, meine ich.«

»Dann müssen Sie auch gut sein«, meinte Suko.

Kasimir lachte nur, schlug uns auf die Schulter und fragte, ob wir bereit wären.

»Immer.«

Wenig später hatten wir das Flugzeug verlassen und waren von der Stewardess mit einem besonderen Lächeln verabschiedet worden.

Über die Gangway gingen wir nach unten und brauchten nicht in einen Bus zu steigen, denn auf uns wartete ein Wagen.

Kasimir fuhr selbst. Wir nahmen auch nicht den normalen Weg, sondern fuhren zu einem besonderen Gelände, wo unser Gepäck kontrolliert wurde. Niemand fragte uns nach Waffen, ich zeigte sie freiwillig. Was wir mit hatten, wurde notiert.

Auch der Bumerang.

Kasimir Wojtek staunte wie ein kleines Kind zu Weihnachten, als er die silberne Banane sah. »Darf ich sie mal anheben?« fragte er mich.

»Bitte.«

Er hob den Bumerang in die Höhe, wog ihn in der Handfläche, schlug ihn gegen die andere und tat so, als wollte er werfen. Ich hielt seinen Arm fest. »Lieber nicht, sonst müssen wir hier noch Schadenersatz leisten.«

Er legte ihn rasch wieder weg. »Und damit kann man Dämonen oder Geister töten?«

»Dämonen ja, Geister weiß ich nicht. Die sind ja meist feinstofflich.«

»Haben Sie schon welche gesehen?«

»Natürlich.«

Kasimir nickte. »Ich noch nicht. Deshalb bin ich ja so gespannt. Und es kann gefährlich werden?«

»Das hängt von der Situation ab«, erklärte Suko. »Aber ein Kinderspiel wird es bestimmt nicht.«

Der Pole nickte und wechselte das Thema. »Wissen Sie, daß wir einiges vor uns haben?«

»Klar.«

»Dann hoffe ich sehr, daß Sie gut geschlafen haben. Ich habe extra kein Hotelzimmer bestellt, denn wir fahren die Nacht über durch. Sie können im Wagen schlafen.«

»Und wo genau müssen wir hin?«

»An den Arsch der Welt!«

Beide mußten wir lachen, als wir diese ehrliche Antwort vernahmen. Kasimir war wirklich stark. Er nickte noch und wiederholte sich sogar.

»Das liegt alles am Ende der Welt. In der Nähe des Länderdreiecks von Polen, der Tschechoslowakei und Rußland. Wir befinden uns da in den Nordausläufern der Karpaten. Da sagen sich Hund und Katze gute Nacht. Die Zeit ist stehengeblieben. Sie kommen sich vor wie vor zweihundert Jahren.«

»Gib es dort auch die Männer mit den langen Stangen?« fragte ich.

»Welche Männer?«

»Die am Abend den Mond mit der Latte weiterschieben«, erklärte ich dem Polen.

Den Witz hatte er noch nie gehört. Er wollte sich darüber ausschütten vor Lachen. »Sie haben wenigstens Humor«, sagte er, »das finde ich sehr gut. Kommen Sie mit, unser Wagen wartet.«

»Was ist das denn für eine Marke?«

»Sie werden sich freuen. Ein Volvo. Den habe ich unseren hohen Funktionären aus dem Kreuz leiern können.« Kasimir grinste Suko an.

»Zufrieden?«

»Bis jetzt ja.«

»Dann versuchen Sie, es auch weiterhin zu bleiben. Und schlafen Sie während der Fahrt, das ist am besten.«

Wir wollten versuchen, seinem Ratschlag zu folgen. Wie hatte Glenda gesagt? Noch ist Polen nicht verloren.

Ich hoffte, daß dies so blieb...

Polen ist ein Land mit einer uralten Kultur. Die Menschen dort sind zu bewundern. Über Jahrhunderte hinweg hatten sie Knechtschaften

zu erleiden gehabt, aber ihr Freiheitsdrang war immer wieder zum Ausbruch gekommen und war auch von einem kommunistischen Regime nicht in die Knie gezwungen worden.

Die Gründung freier Gewerkschaften bewies dies, und auch die Kirche hatte ein Wörtchen mitzureden.

Jedes kleine Dorf besaß ein Gotteshaus. In den Städten standen herrliche Kathedralen. Warschau und Krakau waren berühmt für ihre Kirchen. Doch auch in den kleinen Orten und Dörfern fand man Kapellen und Kirchen, die gern von Fremden besichtigt wurden, weil sie eben ein wenig anders waren, denn man hatte sie aus Holz errichtet. Und eine Holzkirche fand sich auch in Szetisch.

Sie war nicht sehr groß und besaß einen spitzen Turm, an dem einige Teile fehlten. Im Herbst sollte er erneuert werden, dann nähmlich hatte man genügend Material zusammen.

Im Winter war es kalt in dem kleinen Gotteshaus, deswegen aber nicht weniger voll. Die Menschen ließen sich ihren Kirchgang nicht nehmen. Überhaupt konnte man die Kirche als das Zentrum des dörflichen Lebens betrachten, aus diesem Grunde hatte sich auch der Mönch St. Immel bei seinem Eintreffen in Szetisch zur Kirche hingewandt. Er war hineingegangen, hatte gebetet und wollte anschließend dem Pfarrer einen Besuch abstatten. Mit ihm mußte er über die geheimnisvolle Erscheinung reden, denn St. Immel spürte, daß etwas in der Luft lag und sich eine Gefahr immer stärker verdichtete.

Der Pfarrer wohnte der Kirche gegenüber in einem kleinen Haus. Die Sonne knallte auf das blasse Dach. Im Hintergrund standen die Berge wie eine wellige Mauer.

St. Immel läutete. Er mußte an einer Türglocke ziehen. Sehr bald hörte er Schritte. An deren Klang erkannte er, daß es sich dabei nicht um den Pfarrer handelte.

St. Immel sollte recht behalten.

Ein junges hübsches Mädchen mit schwarzen Glutaugen öffnete ihm.

»Guten Tag«, sagte der Eremit.

Das Mädchen erschrak, als es die hochgewachsene Gestalt vor sich stehen sah. »Mein Gott, mit Ihnen habe ich nicht gerechnet.«

St. Immel lächelte. »Jetzt bin ich aber da und hätte sehr gerne mit dem Pfarrer gesprochen.«

»Ja, bitte. Kommen Sie herein!« Das Mädchen gab den Weg frei und schloß die Tür.

»Wer sind Sie?« fragte St. Immel.

»Ich heiße Martha und bin seit einigen Stunden hier, weil es dem Pfarrer sehr...« Sie hob die Schultern. »Ich meine, es geht ihm ziemlich schlecht. Er ist krank.«

»Krank?«

»Ja.«

St. Immel schüttelte den Kopf. »Das begreife ich nicht. Was fehlt ihm denn?«

»Es kam so plötzlich, wissen Sie. Er ist alt, vielleicht die Hitze. Jedenfalls muß er das Bett hüten. Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, Pater St. Immel. Wenn ihm einer helfen kann, dann sind Sie es.«

Der Mönch hob die Schultern. »Ich werde gern nach ihm schauen. Hoffentlich kann ich ihm auch helfen.«

»Sind Sie nicht auch Arzt?«

»Nein.«

Martha gab die Hoffnung nicht auf. »Sie verstehen doch etwas von Krankheiten?«

»Ein wenig nur.«

»Das gibt mir Hoffnung.«

Der Pfarrer lag in seiner kleinen Schlafkammer. Ein Bett und ein Schrank, mehr stand nicht in dem Raum. An der breiten Wand hing ein großes Holzkreuz, das gerade wegen seiner Schlichtheit so

beeindruckte.

St. Immel hatte Martha gebeten, zurückzubleiben. So betrat der Eremit allein und auf leisen Sohlen den kleinen Raum. Ein Vorhang am Fenster schützte das Gesicht des Pfarrers vor dem Sonnenlicht, so daß der Raum in ein Halbdunkel getaucht war.

Der Mann im Bett hörte, daß jemand eintrat. Er drehte den Kopf nach links und sah die hochgewachsene Gestalt des jungen Einsiedlers.

»Marcus St. Immel!« flüsterte er. »Wo kommen Sie her?«

»Ich wollte ins Dorf.«

Der Geistliche lachte. »Und finden hier einen völlig schwachen Menschen vor.«

»Damit habe ich nicht gerechnet. Ich war überrascht, als Martha davon berichtete. Was ist Ihnen passiert? Wie kann ich Ihnen helfen, Herr Pfarrer?«

»Mir helfen?«

»Ja.«

»Nein, mein Freund, das können Sie wohl nicht. Es ist Schreckliches geschehen.«

»Bitte, reden Sie!«

Der Pfarrer seufzte. »Würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen von einer Geistererscheinung berichte, die mich heimgesucht hat und versuchen wollte, die Kirche zu zerstören?«

»Ja, das würde ich!«

Nach dieser Antwort zuckte der Kranke zusammen. »Wie kommen Sie da so plötzlich zu?«

»Weil ich ebenfalls eine Geistererscheinung auf dem Weg ins Dorf gesehen habe.«

Der Pfarrer holte ein paarmal tief Atem. »War es der Reiter?« fragte er vorsichtig.

St. Immel nickte. »Das stimmt. Er kam mir entgegen.«

»Mein Gott!« flüsterte der Pfarrer mit dem weißen Haar und den eingefallenen Gesichtszügen, »dann habe ich mich also nicht getäuscht. Er reitet tatsächlich umher. Die Kreuzweg-Legende ist zu einer blutigen Wirklichkeit geworden.«

»Erzählen Sie!« bat St. Immel.

»Da gibt es eigentlich nicht viel zu sagen. Er kam mitten in der Nacht. Es war sehr warm. Ich bin noch einmal in die Kirche gegangen, und als ich sie verließ, stand er vor mir. Er saß auf einem schwarzen Pferd. Das Mondlicht strahlte ihn an. Ich sah ihn sehr deutlich, und mir fielen wieder die alten Geschichten ein, obwohl ich zuerst an einen Scherz glaubte. Ich änderte meine Ansicht, als er seine Waffe zog. Es war ein Degen, mit dem er mich bedrohte.«

»Griff er Sie an?«

»Ja, er wollte mich töten!« Der Geistliche lachte auf. Es klang bitter. »Ich weiß bis jetzt noch nicht, wie es mir gelungen ist, ihm zu entkommen. Der Herrgott muß seine schützende Hand über mich gelegt haben, anders kann ich es mir nicht vorstellen. Trotzdem erwischte er mich. Es war vor der Tür des Pfarrhauses. Ich wollte hineinlaufen, da kam er noch einmal zurück und stach mir in den Arm.«

»Das also ist Ihre Krankheit.«

»Auch, mein Lieber«, sagte der Pfarrer leise. »Auch. Zunächst dachte ich an eine Fleischwunde. Es war nur ein fingerlanger Riß, wenn auch ziemlich tief. Zum Glück war es der linke Arm, der andere wäre schlimmer gewesen. Ich verband ihn und dachte daran, daß damit alles erledigt gewesen wäre. Das stimmt nicht. Die Sache fing erst an. Ich legte mich ins Bett und bekam Fieber, wie ich es noch nie in meinem Leben verspürt habe. Außerdem Schüttelfrost. Ich lag da und wußte nicht, was ich tun sollte. Es war grauenhaft, wie Sie sich vorstellen können. Dann schaute ich mir meine Wunde an oder wollte es. Was ich sah, ließ mich an meinen Verstand

zweifeln.«

»Was ist geschehen?« fragte St. Immel.

Der Geistliche schaute dem jüngeren Mann für einen Moment in die Augen, bevor er den rechten Arm hob und die Bettdecke zurückschlug.

»Jetzt sehen Sie es«, sagte er.

St. Immel bekam die letzten Worte des Pfarrers kaum mit. Sie flössen an ihm vorbei, denn er hatte nur mehr Augen für den linken Arm des Pfarrers. Der Ärmel war in die Höhe geschoben worden, so daß der Arm fast frei vor den Blicken des jungen Mönchs lag.

Ein Arm war er nur mehr der Form nach. Alles andere stimmte nicht mehr. Besonders nicht die Farbe der Haut.

Sie war pechschwarz!

St. Immel sagte nichts.

Nur das Blut wich aus seinem Gesicht. Einen kurzen Schritt ging er zurück. Unwillkürlich legte er eine Hand auf das Kreuz, als suchte er Schutz.

»Nun?« fragte der Pfarrer.

»Das... das kann doch nicht sein.«

»Und ob es sein kann, mein Freund. Ich bin mir darüber im klaren, daß ich hier allmählich verfaule. Der Treffer dieser Degenklinge hat es bewirkt. Und ich kann nichts dagegen unternehmen. Es begann an der Wunde. Die Haut veränderte sich. Zuerst wurde sie grau, aber diese graue Farbe wich einem tiefschwarzen Ton, so wie Sie ihn jetzt sehen.«

St. Immel hatte die erste Überraschung überwunden. Er trat wieder näher an das Bett heran und senkte auch den Kopf, um besser sehen zu können.

Der Pfarrer hatte nicht gelogen. Bis zu den Fingerspitzen hatte sich die Haut verändert. Sogar die Nägel waren schwarz geworden, und der junge Eremit schüttelte sich stumm.

»Was sagen Sie?« fragte der Geistliche.

»Ich weiß es nicht. Es ist ein Zeichen des Teufels. Ja, Ihr Arm sieht aus wie der des Teufels.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, erwiderte der Pfarrer. »Es war nicht der Leibhaftige, der mir begegnet ist, sondern der Reiter, von dem die Legende berichtet. Er ist nicht tot, er ist aus den Schlündern der Hölle entlassen worden, um seine Greueltaten fortzusetzen. Vier Mädchen hat er damals getötet, und er wird dort weitermachen, wo er vor über dreihundert Jahren aufgehört hat.«

»Meinen Sie?«

»Bestimmt, Marcus, bestimmt.«

St. Immel war völlig durcheinander. Hätte er den Reiter nicht mit eigenen Augen gesehen, er hätte an den Worten des Pfarrers gezweifelt. Nun nicht mehr. Zudem dachte er daran, welches Glück er auch gehabt hatte. Fast hätte ihn der andere noch erwischt. Hatte nicht auch der Reiter nach ihm geschlagen?

Der junge Mönch schüttelte sich.

»Was haben Sie?« fragte der Verletzte.

St. Immel hob die Schultern. »Ich dachte nur daran, daß auch bei mir der Herrgott seine schützende Hand im Spiel hatte.« Marcus sprach leise, da er sich vor Lauschern fürchtete. »Um Haaresbreite hat mich die Klinge verfehlt.«

»Seien Sie dafür dankbar.«

Der Eremit nickte.

Mit zwei Fingern fuhr er über sein Kinn, schaute zum Fenster und hob die Schultern.

Der ältere Geistliche lachte leise. »Bestimmt denken Sie jetzt darüber nach, wie man diesen Reiter stoppen kann?«

»Ja, das denke ich.«

»Wissen Sie, mein Freund, ich habe Ihnen doch von der Marienstatue berichtet, die einmal in unserer Kirche gestanden hat.

Man hat sie damals zum Schutz gegen den unheimlichen Reiter geschnitzt. Diese Statue warnte vor Gefahren. Wenn das Dorf bedroht wurde, dann weinte sie blutige Tränen, und jeder wußte Bescheid.«

»Haben Sie das je erlebt?«

»Nein. Ich hörte davon.«

»Die Statue ist verschwunden, wie ich weiß«, erklärte St. Immel.

»Leider. Man hat sie mitgenommen. Menschen aus Szetisch, die ins Ausland emigrierten. Es war nicht gut, daß sie die Figur mitnahmen. Ich hätte es gern verhindert, es war mir nicht möglich gewesen.«

St. Immel dachte scharf nach, bevor er die Antwort gab. »Dann könnte es durchaus passieren, daß die Statue in der anderen Stadt, in der sie jetzt steht, blutige Tränen weint, weil der Reiter erschienen ist?«

»Möglich?« Der Pfarrer lächelte. »Vielleicht. Und wenn, wer würde sich darum schon kümmern?«

»Vielleicht die Menschen, die die Statue damals mitgenommen haben?«

»Meinen Sie nicht, daß die alte Geschichte längst in Vergessenheit geraten ist?«

»Kann man so etwas vergessen?«

»Im Laufe der Zeit schon. Sollte die Statue tatsächlich blutige Tränen weinen, würde man es möglicherweise für ein Wunder halten oder ähnliches. Ich weiß es auch nicht. Wir jedenfalls sollten uns nicht mehr mit Theorien abgeben.«

»Aber was können wir tun?«

Der Pfarrer versuchte, seinen linken Arm anzuheben. »Ich nichts. Vielleicht lebe ich heute abend nicht mehr, aber Sie, mein junger Freund, müßten versuchen, eine Lösung zu finden.«

»Wenn ich kann...«

»Ja, tun Sie etwas. Warnen Sie die Menschen. Vor allen Dingen die

jungen Mädchen. Es gibt ja noch einige. Wenn der Reiter beginnt, wo er aufgehört hat, schweben unsere Frauen und Mädchen in großer Gefahr, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Bestimmt.« St. Immel senkte den Kopf. Nach einer Weile fragte er:

»Wer weiß alles davon?«

»Niemand außer Ihnen. Auch Martha nicht. Sie ist die Tochter meiner Haushälterin, die in die Stadt zu Verwandten gefahren ist. Auch das Mädchen ist in Gefahr. Martha ist hübsch. Der Reiter wird nicht an ihr vorbeisehen können.«

»Dann muß ich sie wegschaffen.«

»Wenn Ihnen das möglich sein könnte, wäre viel erreicht. Sie müssen auch die anderen Bewohner von der Gefahr überzeugen. Zur Not zeige ich mich ihnen.«

»Das sehe ich alles ein. Nur frage ich mich, wie wir den Spuk stoppen können. Alles andere wäre nur ein Vorherschieben oder Weglaufen. Wir müssen uns dem Reiter stellen.«

»Das wird Ihre Aufgabe sein.«

St. Immel blickte starr. »Ich weiß«, sagte er leise. »Ich denke darüber nach, wie ich es anstellen soll? Ich habe keine Ahnung, auch keine Waffen und kann selbst nicht fechten oder kämpfen.«

»Vertrauen Sie auf Gott, das ist der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann, junger Freund. Und das Kreuz. Beten Sie! Vielleicht finden Sie auch mutige Männer, und es geschieht ungefähr das gleiche wie damals vor einigen hundert Jahren. Diese Gestalt muß einfach vernichtet werden. Sie darf nicht töten.«

»Ja, das ist mir klar.«

Der Pfarrer lächelte. »Sprechen Sie mit den Menschen. Gehen Sie zu jedem hin. Die Alten werden Ihnen bestimmt folgen, denn sie wissen noch besser über die Kreuzweg-Legende Bescheid.«

St. Immel nickte. »So werde ich es machen, glaube ich.« Er legte

seine Hand auf die normale des Pfarrers. »Wenn ich noch irgend etwas für Sie tun kann, sagen Sie es mir!«

»Danke, mein Freund, das ist sehr lobenswert. Jetzt müssen wir auch das Schicksal selbst in die Hand nehmen. Ich werde beten, tun Sie das andere und stoppen Sie das Grauen. Am Tage können Sie alles vorbereiten. Wenn es Nacht wird, müssen Sie es geschafft haben. Dann kommt er und holt sich seine Opfer. Immer in der Nacht...«

»Ich weiß.«

St. Immel verließ den Raum. Die Blicke das Verletzten begleiteten ihn so lange, bis er die Tür geschlossen und auf den schmalen Flur hinausgetreten war.

Dort lehnte er sich für einen Moment gegen die Wand. Schwer und seufzend holte er Luft. Er fragte sich, ob er bisher alles richtig gemacht hatte.

Oder war es nicht falsch gewesen, ein Leben als Einsiedler zu führen? Hätte er sich nicht lieber den drängenden Problemen stellen müssen, die nun allgemein Überhand nahmen?

Ja, das wollte er.

Leise Schritte schreckten ihn auf. Martha, das junge Mädchen, kam. St. Immel erinnerte sich wieder an die Worte des Pfarrers und schaute Martha an.

Sie war wirklich hübsch. Ebenso dunkel wie die Augen war das lange Haar. Sie hatte es zusammengelegt und auf dem Kopf verknotet. Die Haut besaß einen braunen Schimmer, denn der Sommer war zum Teil sehr heiß gewesen, und die Sonne hatte lange geschiessen. Martha trug ein einfaches Kleid. Darüber hatte sie sich eine Schürze gebunden.

St. Immel, der die Großstadt kannte, dachte daran, daß dieses Mädchen, in einer anderen Kleidung und auch zurechtgemacht, überall Aufsehen erregen würde.

Martha ahnte nichts von den Überlegungen des Mönchs. Sie dachte an den älteren Geistlichen. »Wie geht es dem Pfarrer denn?« erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

»Er möchte seine Ruhe haben.«

»Also keine Störung?«

»Genau. Auch Sie, Martha, sollten nur zu ihm gehen, wenn er Sie von allein ruft.«

»Ja, das werde ich.«

St. Immel streckte seinen Arm aus. »Da wäre noch etwas«, bemerkte er.

»Ich werde am Nachmittag noch einmal zu Ihnen kommen, um mit Ihnen über gewisse Dinge zu reden.«

Das Mädchen erschrak. »Hängt es mit dem Zustand des Pfarrers zusammen?«

»Auch. Doch das meiste geht Sie persönlich an. Machen Sie sich keine Sorgen!« St. Immel lächelte. »Wir werden das Problem schon lösen. Und denken Sie auch daran, daß Gott die Menschen noch nie im Stich gelassen hat, auch wenn es manchmal so scheint...« Mit diesen Worten verabschiedete sich St. Immel und ließ eine etwas ratlose Martha zurück. Vor dem kleinen Haus atmete der junge Mönch ein paarmal tief durch. Er schaute über die Dächer der Häuser zu den Konturen der Berge hin, die im Sonnenlicht wie graue Wellen wirkten. Es waren die letzten Ausläufer der Karpaten. Was hatte man sich über diesen Gebirgszug nicht alles für Geschichten erzählt?

St. Immel dachte an den Vlad Dracula, dessen Schloß auch in den Karpaten gelegen hatte. Nur nicht in Polen, sondern in Rumänien, einem Land, das weiter südlich lag.

Nun hatte auch hier das Grauen zugeschlagen.

St. Immel schüttelte den Kopf. Bevor er mit den Leuten im Dorf redete, wollte er noch einmal in die Kirche gehen. Bei schweren

Problemen hatte ihm ein Gebet immer geholfen...

Und wieder löste die Dämmerung einen langen Tag ab. Sie kam mit ihren gewaltigen Schatten, die sich wie große Tücher über die Berge legten, in die Täler hineindrangen und dort zuerst eine graue Zwielichtzone schufen.

Auch im Wald wurde es dunkel. Sobald die Sonne verschwunden war, wurde eine andere Welt geboren. Tiere, die tagsüber geschlafen hatten, erwachten.

Eulen und Uhus öffneten ihre scharfen Augen und machten sich bereit für eine nächtliche Beutejagd. Wehe der Maus, die in ihren unmittelbaren Sichtkreis geriet. Sie war rettungslos verloren.

Aber nicht nur Tiere hatten tagsüber geschlafen. Auch anderes Leben, das man eigentlich nicht als solches bezeichnen konnte, weil es nicht positiv, sondern das Gegenteil davon war.

Untotes Leben.

Kamen die langen Schatten der Nacht, waren sie für dieses Leben wie ein Labsal, und neue Kraft strömte in den tagsüber geschwächten Körper hinein. Die Nacht mit ihrer Finsternis wirkte belebend, und es gab auch für sie kein Hindernis.

Selbst in tiefster Erde spürte man ihren kalten Atem, und auch in den Grüften und Überresten alter Bauten aus vergangener Zeit. So ein Überrest existierte dort, wo noch kaum ein Mensch hinkam. Die Trümmer der alten Burg lagen im dichten Wald verteilt. Vor langer Zeit war die Burg einmal von marodierenden Banden aus dem Osten zerstört worden. Man hatte sie nie wieder aufgebaut, und ihr Besitzer, ein Landgraf, war geflohen. Die Horden waren weitergezogen, der Landgraf kam zurück, fand seine Burg und tat einen fürchterlichen Schwur, als er seine tote Tochter am Wegrand fand.

Man hatte sie mißbraucht und gefoltert. Dieser Augenblick war

bestimmend für das weitere Leben des Landgrafen gewesen. Er, der bisher auf die Kirche und auch den Menschen vertraut hatte, führte eine Kehrtwendung durch und wandte sich dem zu, der in den tiefsten Schlündern der Verdammnis sein Reich aufgebaut hatte. Dem Teufel!

Ihm schwor er Treue, ihm würde er dienen und sich an denen rächen, die das Schreckliche nicht verhindert hatten.

Er tat den Schwur in seiner Burg. In einer finsternen Nacht geschah dies ohne Zeugen. Und die Trümmer seines einsam stehenden Wohnsitzes schwiegen.

Einen Schwur, den der Teufel unterzeichnet hatte, konnte kein Mensch brechen. Nur der Satan persönlich, und der dachte nicht daran, so lange er noch einen Diener besaß, den er für seine Zwecke einspannen konnte.

Die Menschen hatten versucht, den Reiter zu töten. Es war ihnen nicht gelungen, weil die Kraft des Teufels eben so übermächtig war. Als Untoter hatte der Reiter lange Zeit versteckt gelegen und darauf gewartet, bis seine Stunde kam.

Die Jahrhunderte waren vergangen. Generationen wurden geboren, starben wieder, das Land erlebte Schreckliches, aber die Trümmer der Burg blieben bestehen.

Und auch die Räume unter den Trümmern.

Unheimliche, alte, modrige, stinkende Verliese, vom Pesthauch des Grauens durchweht. Verstecke für Ratten und anderes Getier. Genau die richtige Umgebung für den unheimlichen Reiter, wenn er sich tagsüber in seine Verstecke zurückzog.

Er hatte sich einen besonderen Raum ausgesucht. Als die Burg noch stand, hatte er dort seine Experimente durchgeführt, sich als Magister betätigt und versucht, die Wissenschaft mit der Magie zu vermengen, um Gold herzustellen.

Das war ihm nicht gelungen, aber den Kontakt mit dem Teufel hatte er erhalten.

Die unterirdischen Räume schwiegen. Kein Atem durchwehte sie, und wenn, war es der Odem des Teufels.

Hier lauerte die ewige Kälte. Kein Sonnenstrahl drang in die Tiefe, um das lichtlose Dunkel zu erhellen.

Und doch gab es plötzlich Licht. Zunächst war es nur eine kleine Flamme, die auftanzte und eine rötlichgelbe Insel in die Dunkelheit riß. Sie brannte erst ruhiger, als sie den schmalen Kerzendocht gefunden und dort ihre Nahrung bekommen hatte.

Auf dem schmutzigen Boden stand die Kerze. Direkt neben einem Lager, auf dem der Reiter seinen Platz gefunden hatte. Er hatte gespürt, daß die Nacht allmählich kam und war demzufolge erwacht. Die Finsternis war sein Labsal. An ihr könnt er sich ergötzen, sie lieferte ihm die Kraft, die er brauchte, um seine furchtbaren Taten durchzuführen.

Bisher hatte er sich allein gezeigt. Ab heute sollte sich dies ändern, denn es gab Helfer.

Unheimliche Gestalten, längst vermoderte, aber lebende Leichen, die in den Gräbern bei der zerstörten Burg lagen und darauf warteten, daß sie geholt wurden.

In dieser Nacht war es soweit.

Der Reiter erhob sich von seinem Lager. Er bewegte sich sehr langsam, wie ein Mensch, der nach einem langen tiefen Schlaf aufwacht und sein Bett verlassen will.

Für einen Augenblick streckte sich sein Körper. Er schüttelte den Schädel und nahm seinen Hut hoch.

Grauschwarz wirkte sein Gesicht. Es war eine fleckige Fratze, schlimm anzusehen, mit tief in den Höhlen liegenden Augen, die nur mehr aus einer schwammigen Masse bestanden. Er trug noch seine alte Kleidung: Wams, Mantel, Beinleder hohe Stiefel.

Nichts war vermodert, nichts war vergangen...

Auch sein Pferd nicht, das ebenfalls in den Kreislauf Schwarzer

Magie hineingeraten war. Jedesmal, wenn er erwachte, dachte er wieder an die Szene, als die Menschen ihn gehängt hatten. Was waren sie froh gewesen, doch nun hatte sich einiges geändert.

Er war zurückgekommen und würde genau dort weitermachen, wo er aufgehört hatte.

Es gab Mädchen in den Dörfern der Umgebung. Sie waren sogar noch schöner geworden als früher. Der Reiter freute sich darauf, sie an sich ziehen und mitreißen zu können. In seine zerstörte Burg wollte er sie entführen, ihre Seelen dem Teufel überlassen und sich nur mit den Körpern beschäftigen.

Anschließend wollte er sie dann einreihen in die kleine Gruppe der untoten Frauen, die er zu Wächterinnen seiner zerstörten Burg erkoren hatte. Sie würden Wache halten und jeden, der sich den Überresten näherte, als Opfer nehmen.

Darauf warteten sie...

Er nahm die Kerze in die rechte Hand und näherte sich der alten Tür. Sie war nicht mehr ganz zu schließen. Das Holz hatte sich im Laufe der Zeit verzogen.

Das Licht warf Schatten über die mit Spinnweben bedeckten Wände. Es schuf eine Grusel-Atmosphäre. Kein Atemzug drang durch den unheimlichen Keller, dafür das Knirschen der Schritte, wenn unter den Sohlen der Stiefel kleine Steine zerbrachen.

Jeder Schritt wurde von diesem Geräusch begleitet. Ein anderes, wesentlich lauterer entstand, als der Unheimliche die alte Rostklinke anfaßte und die Tür aufzog.

Sie schrammte mit der unteren Seite über den Boden, zerdrückte kleinere Steine, saß für einen Moment fest, um dann weiter nach innen gezerrt zu werden.

Ein Luftzug fuhr durch den Spalt. Er streifte auch die Flamme, die sofort zu flackern begann und fast erloschen wäre, hätte der Unheimliche seine Hand nicht so gehalten, daß sie geschützt wurde.

Mit vorsichtigen Schritten verließ er den Raum. Er betrat einen der unterirdischen Gänge, die nicht verschüttet waren. Dabei mußte er seinen Kopf einziehen, um nicht an die Decke zu stoßen. Schritt für Schritt durchmaß er den Gang, bis er an eine Kreuzung geriet. Wie dunkle Tunnels tauchten rechts und links die Öffnungen anderer Stollen auf.

Der Reiter blieb stehen, bewegte seinen Arm nach rechts und schaute dem Lichtschein der Kerze nach, wie er in das Dunkel hineintauchte und eine rötliche Insel schuf.

Schon nach wenigen Schritten existierte eine Barriere, denn der Gang war verschüttet.

Von der Decke waren die Massen nach unten gefallen und bildeten ein unüberwindliches Hindernis.

Aber der Reiter hatte schon einige Steine zur Seite geräumt, denn er verfolgte einen bestimmten Zweck. In dieser Nacht würde er den Rest erledigen.

Mit schleichenden Schritten näherte er sich dem Geröll. Als er davor stehenblieb und die Kerze absetzte, vernahm er das Geräusch. Ein normaler Mensch wäre, hätte er dieses schwere Ächzen und Stöhnen vernommen, fluchtartig davongelaufen und hätte sich nie mehr blicken lassen. So grauenhaft klang das Seufzen, als würde ein Tier oder ein Mensch in den letzten Zügen liegen.

Bei der Person, die hinter dem Schutt lag, war es gerade umgekehrt. Sie begann zu leben.

»Keine Sorge, meine Liebe!« erklang es dumpf aus dem Maul des Reiters. »Ich hole dich endgültig, denn du allein fehlst mir noch in meiner Sammlung. Bald wirst du frei sein. Da hat der Schrecken für dich ein Ende, und du wirst Menschen bekommen, die du beglücken kannst. Ich werde sie dir später geben, nur ich...«

Sein Lachen grollte durch die unterirdischen Gänge und verklang irgendwann.

Danach machte er sich an die Arbeit. Auch für ihn war es nicht leicht, die Gesteinsbrocken zur Seite zu räumen. Am Tage, wenn die Sonne ihr Licht über die Erde verstreute, hätte er es nicht geschafft, doch in der Nacht besaß er Kraft. Da schaffte er auch Steine weg, die für einen Menschen zu schwer gewesen wären.

Er rollte sie kurzerhand hinter sich in den Gang, wo sie irgendwo zur Ruhe kamen.

Das flackernde Kerzenlicht wurde immer trüber, je mehr sich die Staubwolken verdichteten. Niemand war da, der den Unheimlichen in dieser Tiefe störte, und er schaffte weg, soviel er nur konnte. Noch einen großen, sehr kantigen Stein mußte er aus dem Verbund lösen, um sein Ziel zu erreichen.

Beide Hände setzte er ein, stemmte die Hacken seiner Stiefel in den Boden und zog.

Zuerst bewegte sich der Stein nicht. Er mußte noch einmal nachziehen, bis es soweit war.

Ein harter Ruck, dann hatte er es geschafft.

Das kantige Hindernis rutschte nach vorn und wurde nicht mehr von dem Verbund festgehalten, jetzt war die Bahn frei.

Oder fast...

Nur noch Schutt trennte den Unheimlichen von seinem eigentlichen Ziel. Und wieder vernahm er das Geräusch.

Ein Jammern und Seufzen. Schaurig, noch sehr dumpf klingend, aber schon lauter als zuvor.

Von der anderen Seite arbeitete jemand gegen. Der schwarze Reiter schaute zu, wie Bewegung in das Geröll kam, der Staub noch dichter wurde, kleinere Steine den Hügel hinabrutschten und sich an einer Stelle aus dem Schutt etwas hervorschob.

Dünn war es. Grau und lappig...

Eine Klaue...

Finger krümmten sich, bildeten eine Faust, um sich wieder zu

öffnen. Das Gelenk folgte, ein schmaler Arm, an dem noch Fetzen eines alten Kleidungsstücks hingen.

»Meine Liebe!« rief der Reiter. »Endlich habe ich dich gefunden. Du warst die letzte.« Er bückte sich, streckte einen Arm aus und umfaßte mit seiner Hand das Gelenk der anderen.

Zwei kalte Totenhände hatten sich berührt. Größere Hindernisse lagen nicht mehr im Weg. Der Günstling des Teufels brauchte nur mehr kräftig zu ziehen, um den Zombie zu sich heranzuholen.

Das tat er auch. Der Schutt geriet in Bewegung. Sand und trockener Lehm rieselten nach. Jedoch nicht in der Menge, um den Reiter stören zu können. Er holte den Zombie hervor.

Das Wesen wurde aus dem Schutt geschleift. Es bewegte sich nicht, hing schräg wie eine Puppe im Griff und schleifte mit seinen Füßen über den Boden.

Zwangsläufig geriet es in den Lichtkreis der Kerze, und dieser Schein enthüllte ein schauriges, grauenhaftes Bild, das in einem normalen Menschen das nackte Entsetzen hochgetrieben hätte. Halbverwest war die Gestalt. Ein Gesicht, in dem kaum noch Haut oder Fleisch zu finden waren, nur mehr an den Wangen ein wenig, dafür aber bleiche Knochen.

Mit einem letzten Ruck riß der Reiter den Zombie aus dem Schutt hervor, richtete ihn auf und drückte ihn mit dem Rücken gegen die Gangwand. Dort blieb die Gestalt stehen. Sie hatte noch zu wenig Kraft, um sich allein auf den schwachen Beinen halten zu können, deshalb wurde sie von dem Reiter gestützt.

Sehr nahe stand er bei der Schreckensgestalt. Seine dunklen Hände tasteten über den fast verwesten Körper und fanden an den Knochenwangen ihren Halt.

»Ja, mein Täubchen«, hauchte der Reiter. »Jawohl... es hat lange gedauert, aber nun bist du zurückgekommen. Ich freue mich darüber. Ich habe es gehofft, ich habe es ersehnt. Du bist die letzte, und ihr

alle werdet mir Wanda ersetzen, die ich nicht mehr in den Kreis mit hineinbekam. Sie ist zu früh weggeschafft worden. Ich hätte schneller sein sollen, aber mit euch anderen vier...» Er verstummte, weil die weibliche Untote wieder ein schweres Ächzen von sich gab. Der Reiter trat zurück.

Jetzt konnte der Zombie von allein stehen, auch wenn der Kopf nach vorn sank und von einer Seite auf die andere pendelte. Die Kiefer bewegten sich, die Hände zitterten, und glucksende Laute drangen aus dem offenen Maul mit den lappigen Lippen.

Dann stieß sich die Untote ab. Dabei drehte sie sich schwankend, wäre fast gefallen, aber sie fand das Gleichgewicht und verließ den Stollen in Richtung Kreuzung.

Der Restschein des Lichts gab dem Körper eine noch schaurigere Untermalung. Nur allmählich verschwand die Untote aus dem Lichtschein und wurde von der Dunkelheit verschluckt. Der Reiter hob die Kerze hoch. Mit sicheren Schritten folgte er seiner Dienerin, die bereit war, alles für ihn zu tun. Und Menschen gab es genug...

Schlafen, hatte Kasimir Wojtek gesagt.

Wenn das so einfach gewesen wäre. Zu Beginn der Fahrt waren wir zu aufgeregt, wenigstens ich, und nachher, als die Müdigkeit kam, fuhren wir über so schlechte Straßen, daß ich immer wieder wachgerüttelt wurde. Schon tief im Landesinneren frühstückten wir. Kasimir sah noch aus wie der frische Morgen, obwohl er die Nacht über gefahren war. Er mußte eine Bombenkondition besitzen. Nur seine blonden Barthaare waren gewachsen.

Das Frühstück bestand aus Brot und frischer Milch. Wir nahmen es auf einem Bauernhof am Rande der Straße ein. Die Bäuerin, eine nette Frau, setzte sich zu uns und brichtete aus ihrem Leben. Einfach hatte sie es nicht, das stand fest.

Bis zum Abend würden wir noch unterwegs sein, um unser Ziel zu

erreichen.

Deshalb zogen wir das Frühstück nicht zu sehr in die Länge und fuhren weiter.

Ich schlief ein wenig, auch Suko döste. Gegen Mittag hielten wir wieder an. Es war warm geworden. Die Sonne knallte in den Wagen. Deshalb fuhr ihn Kasimir in den Wald hinein, weil dort genügend Schatten war.

»Ich werde dann auch eine Mütze voll Schlaf nehmen«, erklärte er lächelnd, schloß die Augen und schnarchte los.

Der sägte fast einen ganzen Wald ab. Das hielt ich nicht aus, ging nach draußen, legte mich ins Gras, und hier konnte ich endlich einschlafen. Suko weckte mich.

Kasimir Wojtek war schon wach. »John!« rief er. »Wollen Sie hier liegenbleiben?«

Ich richtete mich auf. »Nein«, sagte ich, mir den Schlaf aus den Augen reibend. »Aber Sie wissen ja, auch Polizisten schlafen gern.«

»Das habe ich in London aber nicht feststellen können.«

Wir stiegen ein und fuhren weiter. Immer in Richtung Süden. Schon bald erschienen in der Ferne graue Schatten unter dem zitternden heißen Sonnenlicht.

»Das sind schon die Karpaten«, erklärte uns Kasimir.

»Endlich ein Lichtblick!« stöhnte ich.

Er lachte. Im nächsten Ort tankten wir noch einmal. Inzwischen sank auch die Sonne. Die Berge waren kaum nähergerückt. Ich fragte mich, ob wir bei Anbruch der Dunkelheit unser Ziel erreicht hatten und wurde angenehm enttäuscht, denn über eine Straße dritter Ordnung rollten wir in Szetisch ein.

Wir fuhren sehr langsam, so daß Suko und ich Zeit und Muße besaßen, uns einen ersten Eindruck von dem Dorf zu verschaffen. Es war wirklich das Ende der Welt, wie Kasimir so ähnlich gesagt hatte. Die Hälfte der Häuser bestanden, wie auch die kleine Kirche,

aus Holz. Die meisten von ihnen waren renovierungsbedürftig. Es existierte im Ort auch keine Kanalisation. Man goß das Abwasser in die Straßenrinne. Mir fiel auch die Schwüle auf, die sich über dem Land verteilt hatte. Noch war die Sonne zu sehen. Im Dunst der Luft allerdings wirkte sie wie ein verschwommener heißer Ball.

Das roch nach einem gewaltigen Gewitter!

Je mehr wir uns dem Zentrum des Dorfes näherten, um so zahlreicher wurden auch die Steinhäuser. Dafür waren deren Dächer nicht mit Ziegeln bedeckt, sondern mit Lehm, Stroh und Pflanzen, die so stark ineinander verkeilt und verschlungen waren, daß sie auch gegen starken Regen abdichteten.

Wenige Menschen befanden sich auf der Straße. Ältere Leute saßen auf krummen Bänken vor ihren Häusern. Sie verfolgten den einfahrenden schwarzen Volvo mit mißtrauischen Blicken, denn diese Wagen sahen immer sehr amtlich aus.

Durch die offenen Fenster wehte warme Luft. Manchmal vermischt mit Stallgeruch. Es war zu riechen, daß wir uns auf dem Lande befanden. Und dennoch störte mich etwas.

Nicht das Dorf selbst, auch nicht direkt seine Bewohner, sondern das Flair, das hier vorhanden war. Ich spürte es mit jeder Faser meines Körpers.

Hier stimmte etwas nicht.

Die Ruhe kam mir nicht friedlich, sondern angespannt und erwartungsvoll vor. Auch Suko erging es so. Er hatte seine Stirn in leichte Falten gelegt, ein Zeichen für ihn, daß er ebenfalls etwas bemerkte.

»Du also auch«, sagte ich.

»Ja.«

»Was ist?« meldete sich unser Fahrer.

»Nichts eigentlich«, erwiderte ich. »Wir wundern uns nur über die Atmosphäre hier.«

Kasimir lachte. »Ja, wir befinden uns eben am Ende der Welt. Die Berge sind nah, die Grenze ist nicht weit. Das hier würde man als Entwicklungsland bezeichnen.«

Mit den Bergen hatte er recht. Sie umgaben den kleinen Ort wie eine Mauer. Auf den Hängen sah ich den dichten, dunkelgrünen Wald, in dem man sich leicht verlaufen konnte. Dort würden wir kaum Spazier-oder Wanderwege finden, das war schon ein regelrechter Urwald.

»Am besten ist es, wenn wir zur Kirche fahren«, schlug Kasimir vor, »da versammeln sich die meisten Menschen.«

»Auch ohne Grund?« fragte ich.

»Die Leute hier sind sehr religiös geblieben, daran hat auch die Partei nichts ändern können, was die Funktionäre natürlich ärgert.« Kasimir hob die Schultern. »Was soll's? Ich stehe über den Dingen. Außerdem stamme ich auch vom Lande.«

Die Kirche war nicht zu verfehlten. Wir brauchten uns nur nach dem Turm zu orientieren, der steil in den Himmel stach und auf dessen hölzerner Spitze das Kreuz im allmählich verschwindenden Licht der Sonne golden glänzte.

Ich schaute besonders lange hin, denn für mich war es ein Fanal der Hoffnung.

Durch eine mit Schlaglöchern versehene Gasse rollten wir. Ein Hund kläffte uns an. Zwei Kinder drückten sich in einen Flur, als der Wagen vorbeirollte. Die Jüngsten bestaunten ihn, als käme er vom Mond. Dann hatten wir den Kirchplatz erreicht.

Vielleicht war es Zufall oder doch Kenntnis, denn vor dem Gotteshaus hatten sich tatsächlich einige Menschen versammelt. Frauen und Männer. Sie gruppierten sich um einen hochgewachsenen jungen Mann, der die Kutte eines Mönchs trug.

Durch die göffneten Seitenscheiben des Volvo drangen die Stimmen der Menschen, und sie wurden leiser, als unser Wagen auf den

Kirchplatz fuhr.

Kasimir Wojtek stoppte sacht.

Kaum stand der Volvo, da verstummten auch die Gespräche der Menschen. Ratlosigkeit breitete sich aus.

Einige traten zurück, als hätten sie Angst, mit uns oder dem Auto in Berührung zu kommen. Uns wurden mißtrauische Blicke zugeworfen. Auf den Gesichtern schienen regelrechte Fragezeichen zu stehen. Ein seltsames Schweigen empfing uns, als wir die Türen öffneten und ausstiegen. Die Ruhe wurde nur einmal durch ein Hüsteln unterbrochen.

»Ist das alles normal?« fragte ich den Polen.

Kasimir schüttelte den Kopf. »Nein, bestimmt nicht.« Er rieb sich das Kinn. »Verstehe ich auch nicht. Das sieht mir eher nach einer außergewöhnlichen Versammlung aus.«

»Vielleicht ist etwas passiert«, vermutete Suko.

Kasimir nickte. »Werden wir ja gleich wissen.«

Bevor wir die Initiative ergreifen konnten, löste sich der junge Mönch aus der Reihe der Versammelten und kam auf uns zu. Sein Blick war fragend auf uns gerichtet. In den Augen las ich Neugierde und auch ein wenig Mißtrauen.

»Guten Tag«, grüßte Kasimir und reichte dem Mönch die Hand, die dieser nur zögernd nahm, dann aber herzlich drückte. Die beiden unterhielten sich. Suko und ich verstanden kein Wort. Dennoch langweilten wir uns nicht, denn Kasimir erklärte zusätzlich sehr gestenreich. Er deutete ab und zu auch auf die kleine Holzkirche. Das Mißtrauen war aus den Gesichtern der Menschen gewichen. Es hatte Neugierde Platz geschaffen. Allmählich trauten sie sich wieder, näher zu kommen. Gespannt hörten sie zu.

Als Kasimir Wojtek seine erste Rede beendet hatte, drehte er sich zu uns um. Er lachte. »Ihr habt Glück, denn Marcus St. Immel versteht eure Sprache.«

Das war wirklich gut.

Wir stellten uns vor, und der junge Mönch wandte sich mit einer gemurmelten Entschuldigung ab, um zu den Dorfbewohnern einige Worte zu sprechen.

Kasimir übersetzte sie. »Er hat ihnen gesagt, daß sie keine Angst mehr zu haben brauchen.«

»Wovor?« fragte Suko.

»Der Reiter ist aufgetaucht.«

»Tatsächlich?« wunderte ich mich.

»Alles deutete daraufhin. St. Immel ist ihm übrigens begegnet und nur knapp mit dem Leben davongekommen. Er will sich auch mit uns unterhalten, aber nicht hier, sondern beim Pfarrer, der den Reiter ebenfalls gesehen und den es erwischt hat.«

»Tot?« fragte ich.

»Nein. Er ist verletzt und liegt im Bett.«

Mir fiel ein erster kleiner Stein vom Herzen. Ich war immer heilfroh, wenn ein Fall abgeschlossen werden konnte, ohne daß es Tote gegeben hatte. Aber soweit waren wir noch nicht.

Der Mönch hatte seine Ausführungen beendet. Als er sich uns zuwandte, lösten sie die Menge auf. Die Menschen schritten davon. Sie sprachen miteinander.

»Es hat sie doch geschockt«, erklärte uns St. Immel. »So etwas ist nicht zu fassen.«

Wir stellten uns vor.

»Aus London kommen Sie?« wunderte sich der Mönch. »Da gibt es irgendwie eine Verbindung zwischen Szetisch und Ihrer Stadt.«

»Ich weiß. Die Marienfigur.«

St. Immel riß die Augen auf. »Ja, Sie sagen es!« gab er erstaunt zurück.

»Woher wissen Sie davon?«

»Ich habe die Figur selbst gesehen.«

»Weinte sie blutige Tränen?« fragte der Mönch, bevor ich noch weiterreden konnte.

»In der Tat.«

St. Immel atmete tief ein. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. Er wischte ihn mit dem Handrücken weg. »Das ist ja nicht zu fassen. Ich hatte es nicht glauben wollen, und jetzt...« Ihm fehlten die Worte.

»Leider ist die Figur zerstört worden«, erklärte ich weiter. »Ich selbst habe es gesehen. Zuerst weinte sie, dann fiel sie nach einer puffenden Explosion ineinander. Zurück blieb Staub oder Asche, ganz wie Sie wollen.«

»Dann ist also alles vorbei?« fragte St. Immel.

»Leider.«

Der Mönch schüttelte den Kopf. »Ich muß es dem Pfarrer berichten. Wenn er das hört, bricht für ihn eine Welt zusammen. Diese Marienfigur war der letzte Schutz oder die Warnung gegen den Reiter, wenn Sie verstehen. Jetzt ist es aus.«

»Wir sind ja da!« erklärte Kasimir und fügte ein optimistisches Lachen hinzu.

Der Mönch wollte es ihm nicht so recht abnehmen. »Unterschätzen Sie die Gefahr auf keinen Fall«, erklärte er. »Der Reiter ist gefährlich.«

»Wo haben Sie ihn denn getroffen?« erkundigte sich Suko.

St. Immel drehte sich und zeigte nach Südosten. »Im Wald. Ich lebe dort als Eremit und verlasse nur selten meine Hütte, um ins Dorf zu gehen. Auf einem schmalen Weg kam er mir entgegen.«

»Und er kam von?«

»Praktisch aus dem Ort.«

»Hat es hier schon einen...« Ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich, der Pfarrer ist angegriffen worden. Aber können Sie sich denken, Pater, was sein Ziel war?«

»Ich habe nur eine Vermutung, mehr nicht.«

»Sprechen Sie diese aus«, forderte Kasimir Wojtek.

»Ja, das will ich Ihnen sagen. Es gibt in den Bergen die Reste einer alten Burg. Dort hat vor Hunderten von Jahren ein Landgraf gelebt. Man nimmt an, daß dieser längst verstorbene Landgraf mit dem unheimlichen Reiter identisch ist.«

»Besaß er ein Motiv?«

»Das habe ich vohin erfahren, als ich die Menschen warnte«, erwiderte Kasimir. »Man hat die Tochter des Landgrafen damals grausam geschändet und anschließend umgebracht. Seit dieser Zeit ist er zu einem anderen Menschen geworden. Er soll sich auf die Seite des Teufels gestellt und ihm Seelen versprochen haben.«

Ich winkte ab. »Wie gehabt. So etwas ist oft genug die Triebfeder schlimmer Taten.«

Der Platz vor der Kirche hatte sich mittlerweile geleert. Letzte Sonnenstrahlen fielen noch auf ihn. Die Schatten wurden bereits länger, während die Kuppen der Berge noch vergoldet vor unseren Augen lagen und auch der Wald nicht so düster und drohend aussah. Dennoch beschlich mich ein unangenehmes Gefühl, als ich meinen Blick über die Wälder schweifen ließ. Genau dort, in dieser grünen Tiefe, lauerte das Grauen.

Wenn es da wenigstens bliebe, wäre es nicht einmal so tragisch gewesen, aber es verließ den Schutz und zog hinunter in die Dörfer. Und damit auch zu den Menschen.

»Dann können wir wohl jetzt zum Pfarrer gehen«, schlug St. Immel vor.

»Damit Sie einen ersten Eindruck von dem bekommen, was dieser Reiter anrichten kann. Aber bitte, erschrecken Sie sich nicht. Es sieht ziemlich schlimm aus.«

»Was ist denn geschehen?« fragte Kasimir.

»Die Degenklinge hat den Pfarrer erwischt, und sein Arm hat sich, wie soll ich sagen? Verändert. Aber Sie werden es selbst sehen.«

Der Mönch schritt vor.

»Immer diese Geheimnistuerei«, beschwerte sich Kasimir. »Er soll doch sagen, was los ist.«

»Vielleicht hätten Sie in seiner Lage ebenso reagiert«, erwiderte ich auf die Bemerkung. Marcus St. Immel besaß auch einen Schlüssel zum Pfarrhaus. Er öffnete die Tür und ließ uns voran in den Gang gehen. Wir mußten durchlaufen, um zu den Zimmern zu gelangen. Im Haus war es still. Das wunderte auch den Mönch, denn er meinte:

»Da wird doch nichts geschehen sein?« Wenig später rief er den Namen des Pfarrers.

Eine Antwort bekam er nicht.

»Moment, ich gehe vor«, sagte er zu uns, durcheilte den dämmerigen Flur und wandte sich an dessen Ende nach links, wo wir das braune Holz einer Tür sahen.

Er schloß sie nicht hinter sich, und so konnten wir seinen Ruf auch deutlich verstehen.

»Mein Gott!«

Wir eilten los. Suko und ich betraten als erste das Zimmer. Kasimir wenig später.

Marcus St. Immel stand neben dem Bett. Er hatte die Hände gegen die Ohren gepreßt und starrte aus glanzlosen Augen den Pfarrer an, der in seinem Bett lag.

Er hatte eine schräge Haltung eingenommen. Das Bettzeug war zerwühlt. Das Laken, mit dem er zudeckt war, lag sogar auf dem Boden.

Das alles hätte mich nicht entsetzt.

Am schlimmsten sah der Pfarrer selbst aus. Er war schwarz wie ein Verbrannter...

Wir schwiegen. Auch Kasimir Wojtek hielt den Mund. Wir hörten ihn nur scharf atmen. Jetzt wußten wir, wie gefährlich es war, gegen

den schwarzen Reiter zu kämpfen. Der kannte keinen Pardon. Wenn er zustach, starb der andere besonders schlimm, sehr langsam und schmerzerfüllt.

»Ich hätte ihn nicht allein lassen sollen!« flüsterte St. Immel mit erstickter Simme.

»Hätten Sie etwas daran ändern können?«

»Vielleicht durch Gebete. Oder das Kreuz...«

Ich hob die Schultern. »Meiner Ansicht nach hat der Pfarrer das bestimmt selbst versucht. Nein, gegen diesen dämonischen Mörder muß man andere Geschütze auffahren.«

»Und welche?«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich noch nicht, Pater. Aber uns wird etwas einfallen. Wichtig ist, daß kein Mensch von der Klinge verletzt wird.«

»Das sagt sich so leicht.«

»Wir sind da, um es zu verhindern«, erklärte Suko. »Mit Ihnen sind wir zu viert. Da sollte es uns doch gelingen, den Reiter zu stellen.«

»Hier im Dorf etwa?«

St. Immel hatte eine sehr gute Frage gestellt. Ich schaute den Mann an und sah dessen besorgten Gesichtsausdruck. »Verflixt, Sie haben recht, Pater. Es wäre gefährlich, ihn in den Ort kommen zu lassen.«

»Dann fangen wir ihn vorher ab«, sagte Kasimir Wojtek.

»Wenn das so einfach ginge«, murmelte Suko.

Ich schnickte mit den Fingern.

»Hören Sie, Pater. Sie wissen genau, daß der Reiter früher der Landgraf gewesen ist und sich zwischen den Resten seiner Burg versteckt hält?«

»Das nehme ich zumindest stark an. Einen Beweis haben wir erst, wenn er es uns bestätigt.«

»Davon einmal abgesehen, Pater. Welche Wege gibt es, die von dieser Burg in den Ort führen.«

St. Immel ballte vier Finger zur Faust und schob nur den Daumen in die Höhe.

»Also einen«, murmelte ich.

»Genau.«

»Dann kann es ja leicht sein«, sagte Wojtek. »Wir verlassen das Dorf und gehen ihm entgegen.«

Suko hatte Bedenken. »Und wenn sich der Knabe in die Büsche schlägt?«

»Das ist kaum möglich«, erklärte St. Immel. »Der Wald ist einfach zu dicht. Da kommt er nicht durch.«

Mir ging Kasimirs Vorschlag nicht aus dem Sinn. »Es wäre gar nicht so schlecht, ihm entgegen zu gehen. Das meine ich im wahrsten Sinne des Wortes. Nur können wir das Dorf nicht ohne Schutz lassen, versteht sich.«

Suko hatte begriffen. »Wir müssen uns teilen.«

»Genau. Wer bleibt hier, wer geht?«

Keiner wollte so recht eine Antwort darauf geben. Suko rückte dann mit einem vernünftigen Vorschlag heraus. »John Sinclair und ich sind fremd in diesem Land. Es ist sicherlich besser, wenn wir beide nicht zusammenbleiben und einen Einheimischen bei uns behalten. Was meinst du, John?«

»Einverstanden.« Ich nickte noch bestätigend.

»Dann gehe ich mit!« erklärte Kasimir Wojtek und wandte sich an den Pater. »Beschreiben Sie uns bitte den Weg!«

St. Immel stimmte zu. »Gehen wir in den Nebenraum. Dort hat der Pfarrer sein Büro gehabt.«

Bevor wir das Sterbezimmer verließen, zog der Pater noch eine Decke über den Toten und schloß auch dessen Augen. Bei dieser Tätigkeit bekam Marcus St. Immel eine Gänsehaut.

Ich hätte sie auch bekommen.

Das Büro des Pfarrers war nicht sehr groß. Und es besaß

elektrisches Licht. So weit hinter dem Mond lebten die Menschen hier nun doch nicht. Zwar lagen die Leitungen nicht unter Putz, aber die Leuchtkraft der Birne reichte aus, um auch eine Karte lesen zu können, die St. Immel aus einem Regal holte und auf dem kleinen Schreibtisch ausbreitete. Es war eine detaillierte, alte, schon leicht ausgebleichte Wanderkarte, aber sehr übersichtlich gestaltet und noch gut zu lesen.

St. Immel erklärte uns die einzelnen Positionen. »Wir befinden uns hier«, sagte er und deutete auf einen bestimmten Fleck in der Karte. Auch das Dorf war eingezeichnet worden. Der Pater führte seinen Finger um den Ort herum, bis zu dem Gebiet, das grünbraun und schraffiert eingezeichnet worden war. »Dort genau beginnt auch der Weg. Sie können ihn überhaupt nicht verfehlten, weil es nur den einen gibt.«

»Und wo befindet sich die Burg?« fragte Suko.

Wir alle folgten mit unseren Blicken dem wandernden Finger des Paters. Über die Mitte der Karte hinaus rutschte er bis fast in die linke obere Ecke.

»Das ist ziemlich weit«, bemerkte Kasimir Wojtek.

St. Immel schüttelte den Kopf. »Nein, es sieht nur so aus. Meine Hütte, zum Beispiel, befindet sich in dem Gebiet, das in der Karte überhaupt nicht eingezeichnet ist. Also noch viel weiter entfernt. Und ich gehe den Weg auch zu Fuß.«

»Ist klar«, meinte Wojtek. »Nur — wie lange laufen Sie eigentlich?«

»Drei Stunden.«

Der Pole lachte. »Verdammst nicht wenig.«

»Ich bin es gewohnt.«

Suko unterbrach den Dialog der beiden Männer. »Okay, wir nehmen die Karte sicherheitshalber mit.« Da St. Immel nichts dagegen hatte, faltete er sie zusammen und steckte sie ein. Danach

schaute er mich an. »Du bist also mit dem Plan einverstanden, John?«

»Ja, trotz der Gefahren.« Ich lächelte schief. »Dabei hätte ich den Reiter lieber selbst gestellt.«

»Vielleicht schaffst du das sogar, und wir gehen umsonst. Möglich ist alles.«

Dem stimmte auch der Pater zu. Suko und Kasimir wollten sich sofort auf den Weg machen. Wir brachten sie noch zur Tür. Dort verabschiedeten wir uns. Ich sah die Sorge in den Augen meines Freundes. Dieses Gefühl teilte ich mit ihm.

»Halt die Ohren steif, John. Ich habe ein komisches Gefühl.«

»Wird schon schiefgehen.«

Die beiden gingen. Auch Kasimir winkte mir noch einmal zu, als er in den Wagen stieg. Mit dem Volvo wollten sie so weit fahren wie eben möglich. Als sie unserem Blickfeld entchwunden waren, drehten wir uns um und betraten abermals das Haus des Pfarrers, denn es gab noch einige Dinge zu bereden.

Im Büro ließen wir uns nieder. Der Pater schüttelte den Kopf. »Sie können sagen, was Sie wollen, Mr. Sinclair, ich begreife es immer noch nicht. Das ist furchtbar.«

»Wer kennt schon die dämonischen Gesetze, die zumeist der Teufel persönlich geschrieben hat. Ich bin ihm oft genug begegnet. Er ist die Reinkarnation des Bösen, und er findet immer wieder Menschen, die gern zu seinen Diensten stehen und ihm hörig sind.«

St. Immel zeigte sich erstaunt. »Sie kennen den Teufel?«

»Ja.«

»Wie sieht er aus?«

Es war eine Frage, die ich schon öfter gehört hatte. Ich erklärte dem Pater in knappen Sätzen, daß der Satan eigentlich kein bestimmtes Aussehen besaß. »Er kann in verschiedenen Gestalten auftreten. Als Frau, als Jüngling, als Kind, als Tier, aber auch so, wie ihn die

Menschen des Mittelalters gesehen haben. Mit Klumpfuß und einer dreieckigen Fratze, aus der das Böse leuchtet.«

Der Pater war bei meinen Erzählungen immer blasser geworden. Als ich geendet hatte, sagte er: »Jetzt brauche ich einen Schnaps. Der Pfarrer hat ihn immer selbst gebrannt. Ich weiß auch, wo er steht.«

»Ich nehme auch einen.«

Die Flasche war hinter dicken Büchern versteckt. Zwei Gläser fanden sich ebenfalls, und ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Dinge wie diese machten auch Geistliche irgendwie menschlich. Sie kamen mir wie ein kleiner Sonnenstrahl in dieser trüben Zeit vor. St. Immel schenkte ein und sprach dabei. »Wissen Sie eigentlich, wie wir die Frauen schützen können?«

»Wie viele sind es denn?«

Der Pater winkte ab. »Wenn ich an die jüngeren denke, vielleicht acht oder elf.«

»Dann müßten sie in einem Raum des Dorfes zusammenkommen.«

»Das wäre nicht schlecht.« Er schob mir das bis unter den Rand gefüllte Glas zu.

»Wie haben die Bewohner eigentlich reagiert, als Sie ihnen von dem Reiter berichteten?«

Der Pater winkte ab. »Zunächst ungläubig, dann aber ängstlich. Viele kennen die Kreuzweg-Legende. Noch heute traut sich niemand an die Stelle, wo man damals vor einigen hundert Jahren den Reiter aufgehängt hat. Der Ort ist verflucht. Nachts läßt sich da niemand blicken.«

»Ich würde ihn mir schon gerne ansehen.«

»Dann müßten Sie Szetisch verlassen«, gab der Pater zu bedenken.

»Das ist es ja eben.«

St. Immel hob sein Glas. »Kommen Sie, Mr. Slinclair, ein Schluck tut gut.« Der Mönch kippte den Schnaps, während ich vorsichtiger war, denn mit Selbstgebrannten Alkoholika hatte ich meine

schlechten Erfahrungen gesammelt. Das waren regelrechte Rachenputzer geworden. Deshalb trank ich sehr vorsichtig.

Schon beim ersten kleinen Schluck begann mein Mund zu brennen. Beim nächsten mußte ich noch mehr achtgeben, dann kippte ich das Zeug mit einem Ruck in die Kehle, atmete keuchend und schaute auf den Pater, der mir lächelnd zusah. Dessen Glas war leer. Er hatte es neben sich gestellt.

»Ist Ihnen nicht gut, Mr. Sinclair?«, fragte er besorgt.

»Doch, doch«, ächzte ich. »Ich hätte nur etwas...«

Marcus St. Immel sprang plötzlich hoch. Von einem Augenblick zum anderen war sein Blick starr geworden. Er hatte den Kopf in Richtung Tür gedreht und eine gespannte Haltung eingenommen.

»Was ist geschehen?«

»Haben Sie nichts gehört, Mr. Sinclair?«

»Nein.«

»Da war ein Geräusch. Ähnlich wie ein Fall.« Ich räusperte mich noch einmal und wollte wissen, ob noch andere Personen im Haus waren.

»Nicht daß ich wüßte.«

Ich wollte den Mönch nicht unnötig beunruhigen, drückte mich in die Höhe und enthielt mich eines Kommentars. Statt dessen ging ich zur Tür. Sie war nicht geschlossen, aber ich mußte den Spalt erweitern, um den Flur betreten zu können.

Auch dort brannte Licht. Deshalb konnte ich bis zu seinem Ende schauen und auch dahin, wo sich die Tür zum Totenzimmer befand. Sie wurde geöffnet.

Hinter mir hörte ich St. Immeis Stimme. »Nein, das ist nicht möglich...«

Es war möglich.

Die Gestalt, die über die Schwelle torkelte, war der tote und schwarz verbrannte Pfarrer...

Es war dunkel geworden!

Voll stand der Mond am Himmel. Sein glanzloses Licht gab den Geschöpfen Kraft, die von der Nacht und der Finsternis lebte. Der Schein streichelte die Spitzen der Berge, fiel auf die dicht belaubten Kronen der Bäume und erreichte ebenfalls die einsam und verstreut liegenden Täler.

Auch die Trümmer der alten Burg ließ er nicht aus. Zwischen ihnen herrschte eine ungewöhnliche Stimmung. Es schien so, als wäre die Luft elektrisch aufgeladen.

Das war sie nicht. Die Aura des Teufels, von dem unheimlichen Reiter ausgehend, hatte sich ausgebreitet und dieser Gegend ihren Stempel aufgedrückt.

Durch das Mondlicht hatte die sonst tiefschwarze Dunkelheit einen seltsamen bläulichen Farbton angenommen. Zudem stiegen an einigen feuchten Stellen Nebelschleier in die Höhe und wallten wie graublaue Gespinste über die Hänge. Der Reiter hatte es geschafft. Vier Zombies standen ihm zur Seite. Auch die letzte hatte er geholt, und mit ihr verließ er die unterirdischen Gänge seiner ehemaligen Behausung.

Er tauchte auf wie ein Schatten.

Die Frau wankte hinter ihm her. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, besonders dann, wenn der Boden nicht eben war oder Hindernisse im Weg lagen, über die sie mit oft matten Bewegungen hinwegklettern mußte.

Der Wiedergänger hatte ein besonderes Ziel. Es war der Platz, wo früher ein stolzer Turm gestanden hatte. Der Turm war dem Erdboden gleichgemacht worden, nurmehr mannshohe Mauerreste standen noch, und auch die waren zum Teil eingefallen.

Dennoch gaben sie genügend Deckung für drei wartende Zombies. Da die Nacht schon hereingebrochen war, hatte es der Reiter

dementsprechend eilig, denn er hatte sich vorgenommen, nicht nur eine, sondern mindestens zwei Frauen zu holen.

Die Zombies sollten zufrieden gestellt werden... Er schritt dorther, wo früher auf dem kleinen Innenhof Feste gefeiert worden waren. Jetzt standen nurmehr Mauerfragmente. Die meisten von hohem Unkraut überwuchert.

Hinter ihm ging die Untote. Sie besaß den typischen Gang eines Zombies. Ein wenig breitbeinig, damit sie besser das Gleichgewicht halten konnte und auch mit hin-und herschwankenden Armen, die auf einen Betrachter wie Pendel wirkten.

Der Reiter wußte, daß der weibliche Zombie ihm folgen würde. Deshalb drehte er sich nicht einmal um und blieb erst dann stehen, als er sein Ziel erreicht hatte.

Es war der zerstörte Turm, von dem nurmehr einige Reste übriggeblieben waren.

Und dort warteten sie.

Drei Frauen — drei Zombies!

Lebende Leichen, eine schauriger als die andere. Angeleuchtet vom fahlen Licht eines fast satten Vollmonds und umweht von bläulich schimmernden Nebelschleieren.

Jeder Horror-Regisseur hätte an diesem Bild seine Freude gehabt. Besonders ins Auge stach ein Wesen, dessen Haare nicht ausgefallen waren, sondern lang bis auf die Schultern hingen. Natürlich hatten sie in den langen Jahren gelitten, deshalb wirkten sie auch eher wie die Borsten einer Drahtbürste. Das Gesicht war völlig bleich, die Haut aufgequollen, aber nicht so verwest wie bei dem letzten Zombie. Die Frau trug ein langes weißes Kleid. Es zeigte Schmutz- und Blutflecken. Überreste einer schrecklichen Tat.

Die beiden Körper der nächsten Zombies waren über und über mit Wunden bedeckt. Kein Blut drang mehr hervor. Dafür war an gewissen Stellen grünlicher Schimmel zu erkennen.

Alle drei blieben nicht ruhig stehen. Das konnten sie wohl nicht, so hatten sie sich aufgestellt und schwankten dabei von einer Seite auf die andere.

Glanzlos waren die Augen, und sie stierten voller Stumpfsinn zu Boden. Der Landgraf, selbst ein Untoter, begann zu lachen, als er die kleine Gruppe sah und auch zuschaute, wie sich sein viertes Opfer zu den drei anderen gesellte.

Es wurde angestiert, ging einfach weiter, rempelte die Untote mit den roten Haaren an, stieß sie dabei zu Boden und ging weiter, bis sie gegen die mannshohe Außenmauer lief, um von dort wieder zurückzuprallen. Der unheimliche Reiter hatte ihnen den Befehl gegeben, das Gelände innerhalb des Turms nicht zu verlassen. Diese Anordnung hob er nun auf. Er sprach zu ihnen, ohne daß er ein Wort zu sagen brauchte. Seine Gedanken wurden verstanden.

Die vier Untoten würden einen Verteidigungsring um das Gelände ziehen. Sollte sich trotz allem noch jemand in diese Gegend verlaufen, war sein Tod beschlossene Sache.

Umbringen konnte er die lebenden Leichen nicht. Es sei denn, er besaß Spezialwaffen.

Ein Lachen dröhnte aus dem Maul des unheimlichen Reiters, als er sich umdrehte und über die Brandmauer des Turms kletterte. Mit langen Schritten verschwand er in der Finsternis. Er wollte dorthin, wo sein Pferd auf ihn wartete, denn es wurde höchste Zeit für ihn, ins Dorf zu reiten. Und diesmal, das hatte er sich vorgenommen, würde er einen noch kürzeren Weg nehmen, denn bei seiner Rückkehr hatte er einen Wildwechsel entdeckt, der es ihm ermöglichte, eine Bergflanke zu umgehen.

Alles lief genau nach Plan. Und so hatte er es sich vorgestellt. Sein Tier wartete schon.

Geschickt schwang sich der unheimliche Reiter auf den Pferderücken. Wenig später hallte dumpfer Hufschlag durch den

Wald, der sehr bald zwischen den Bäumen verklang.

Die vier Zombie-Frauen hatten sich verteilt. An strategisch wichtigen Punkten lauerten sie auf Beute. Wenn niemand kam, würde ihr Herr ihnen die Opfer bringen.

Der preschte inzwischen durch den Wald. Es machte ihm nichts aus, wenn Zweige und Äste gegen sein Gesicht schlugen. Schmerzen verspürte er nicht mehr. Das war einmal.

Er war aber sicher, daß die Kreuzweg-Legende in dieser Nacht um ein blutiges Kapitel reicher werden würde...

Ich spürte den Pater mehr, als daß ich ihn sah, streckte meinen linken Arm aus, bildete so eine Barriere und sagte: »Bleiben Sie um Himmels willen zurück!«

Zum Glück folgte er meinem Rat.

Ich aber schaute auf den Pfarrer!

Er war kein Mensch mehr, sondern das Zerrbild einer menschlichen Gestalt. Ein schreckliches Gebilde, ein lebendes Wesen ohne Seele — ein Zombie eben.

Er war noch schwach auf den Beinen. Dennoch hatte er es geschafft, sein Zimmer zu verlassen. Zombies suchen ständig die Nähe der normalen Menschen und wollen auch zu den Orten hin, wo sie sich Zeit ihres Lebens am meisten aufgehalten hatten.

Hier kam beides zusammen.

Zum Glück hielt sich St. Immel an meine Anweisungen. Zurück in das Büro ging er nicht, denn er wollte mitbekommen, wie ich reagierte. Zunächst beobachtete ich meinen Gegner. Die Kraft hatte ihn zum Teil schon wieder verlassen. Er stolperte über seine eigenen Beine, kippte auf die Wand zu, und es war für mich ein Wunder, daß er es schaffte, sich überhaupt noch auf den Füßen zu halten. Von der Wand stemmte er sich wieder ab, drehte sich dabei und starrte mich an. Unter dem langen Nachtgewand schimmerte der Körper durch.

Schwarz ragte der Kopf aus dem Kragen. Die Augen wirkten wie hellere Kugeln in der dunklen Masse.

Er bot einen widerlichen Anblick.

Ich blieb nicht auf dem Fleck stehen, sondern schritt der Schreckengestalt entgegen. Als normaler Mensch hatte der Pfarrer dem Kreuz gedient, als Zombie sollte er auch durch das Kreuz sterben. Aus diesem Grunde ließ ich meine Beretta stecken und holte nur mein Kreuz hervor, das ich in der rechten Hand behielt.

Auch St. Immel sah diesen Talismann. Er stellte eine Frage, die ich nicht verstand, denn ich hatte mich bereits von ihm entfernt. Der Zombie glotzte mich an.

Und er sah das Kreuz!

Was er fühlte, wie es in seinem Innern aussah, war für mich ein Rätsel. Aber er bekam Angst, denn er zog sich plötzlich vor mir zurück und wollte wieder in sein Zimmer verschwinden, aus dem er zuvor gekommen war.

Ich beeilte mich.

Beide Arme riß der Zombie in die Höhe, als ich so dicht vor ihm erschien. Er wollte mich abwehren, aber seine Chance war gleich Null. Ich stieß das Kreuz in die Lücke zwischen seine Arme, und es gelang mir, sein Gesicht zu treffen.

Aus dem Mund drang ein furchtbares Brüllen. Es war das letzte Geräusch, das er ausstieß. Seine Beine verloren den Kontakt mit dem Boden. Im nächsten Moment fiel er zusammen, schlug hart auf und blieb liegen, ohne sich zu rühren.

Ich schaute zurück.

Marcus St. Immel stand an der Tür und hatte große Augen bekommen. Einen Arm hatte er erhoben und seine flache Hand gegen das Kinn gelegt. Ein paarmal mußte er schlucken. Sprechen konnte er nicht. Als er auf mich zukam, glich sein Gang dem des Zombies.

Ich hob die Schultern. »Es gab keine andere Möglichkeit«, erklärte

ich dem Mönch. »Zombies muß man auf diese Art und Weise ausschalten.«

Neben mir blieb St. Immel stehen. »Zombies«, flüsterte er. »Wie sich das anhört. So etwas gibt es doch nicht. Nur in Romanen oder in einem Kinostück, wie ich hörte...«

»Wesen wie den Reiter normalerweise auch nicht«, hielt ich ihm entgegen. »Es ist so, Pater. Wir müssen uns mit Dingen abgeben, die wir kaum begreifen können, die trotzdem existieren. Das ist nun mal so.«

Er blickte an mir vorbei auf die Gestalt, die einmal ein Pfarrer gewesen war. Nurmehr die Umrisse des Körpers bewiesen, daß es sich um einen Menschen gehandelt hatte.

»Er war vom Bösen befallen!« flüsterte St. Immel. »Aber das Böse kann nicht siegen.«

»Wie recht Sie haben, Pater.«

St. Immel schluckte. »Und was machen wir jetzt mit ihm? Wir können ihn doch nicht hier liegenlassen!«

»Doch. Später, wenn alles vorbei ist, kann er noch begraben werden. Ich habe ihn auf gewisse Art und Weise erlöst. Seine ewige Ruhe wird er finden.«

Der Mönch faltete die Hände. Ich störte ihn nicht, als er leise betete und um Gnade für die Seele des Pfarrers bat. Es war gut, daß der Mann so reagierte.

»Was sollen wir jetzt unternehmen?« hörte ich ihn fragen, als er sein Gebet beendet hatte.

»Gehen wir wieder zurück.«

Damit war auch der Eremit einverstanden. Im Büro angekommen, nahm er noch einen Schluck von dem scharfen Schnaps. Auch mir bot er ein Glas an, ich lehnte ab. Ich hatte keine Lust, mir die Kehle zerfressen zu lassen.

St. Immel stellte die Flasche zur Seite, stützte sich mit beiden

Händen auf den Tisch und schaute auf das kleine Fenster. »Nur gut, daß wir im Dorf geblieben sind«, flüsterte er. »Ich will mir nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn...« Er fixierte mich. »Ja, was wäre überhaupt passiert, Mr. Sinclair?«

»Schlimme Dinge«, erklärte ich. »Zombies suchen Menschen. Sie töten radikal. Dabei nehmen sie weder Rücksicht auf Frauen noch Kinder. Für sie zählt nur die reine Vernichtung. Das ist schlimm. Und wer von einem Zombie umgebracht wird, gerät in den Kreislauf dieser höllischen Geschöpfe. Das ist furchtbar, kann ich Ihnen sagen.«

»Er wäre also in der Lage gewesen, das gesamte Dorf zu verseuchen«, stellte St. Immel fest.

»Ja.«

Der Pater schüttelte den Kopf. »Das kann ich kaum fassen. So etwas will in meinen Kopf nicht rein.«

»Glauben Sie mir, auch mir fällt es verflucht schwer, mich mit diesen Tatsachen abzufinden, aber sie sind nun einmal existent, ob man es wahrhaben will oder nicht.«

»Das ist furchtbar.«

»Sie sagen es.«

Der Mönch strich über seine Stirn. »Können wir denn davon ausgehen, daß der Pfarrer der einzige Zombie in diesem Dorf war oder ist?«

»Das wollen wir hoffen«, sagte ich. »Beten Sie darum. Sollte es dem Reiter gelungen sein, auch andere anzustecken, wäre das nicht auszudenken.«

»Und fast hätte er mich erwischt.«

»Richtig.«

»Lohnt es sich überhaupt, hier weiterhin zu warten?« fragte der Mann.

»Oder sollen wir nicht lieber unsere Runden drehen und den

Menschen Bescheid geben, daß sie in den Häusern bleiben.«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Zudem könnten wir ihn vielleicht hören, wenn er angeritten kommt. Als er mir entgegenkam, vernahm ich Hufschlag, wissen Sie.«

Einen besseren Vorschlag wußte ich nicht, wollte allerdings noch erfahren, was St. Immel den Bewohnern mitgeteilt hatte.

»Ich hatte sie auf die Gefahr hingewiesen, und vor allen Dingen den Frauen und Mädchen ins Gewissen geredet.«

»Wie war die Reaktion?«

»Sie lachten nicht gerade, aber ich konnte an ihren Gesichtern ablesen, was sie dachten. Der Kerl spinnt.«

»Dann wird es uns wohl kaum gelingen, sie alle zusammen zu holen und irgendwo hinzustecken.«

»Das sehe ich auch so.«

»Gut, schauen wir uns draußen um. Gibt es hier auch ein Gasthaus?«

»Natürlich. Es ist aber sehr einfach, wissen Sie.«

»Das spielt keine Rolle. Vielleicht kann man es als eine Art Hauptquartier ansehen.«

»Gern.«

»Und kein Wort davon, daß der Pfarrer nicht mehr lebt«, erklärte ich dem Mönch, als wir nach draußen gingen. »Das könnte unter Umständen eine Panik verursachen. Auf so etwas wartet der Reiter nur.«

»Das sehe ich auch so.«

Es war finster geworden. Laternen brannten nicht. Wenn man Lichter angezündet hatte, waren es Kerzen, die in gläsernen Behältern standen und vor den Hauseingängen hingen.

»Gibt es hier keinen Strom, außer im Pfarrhaus?« fragte ich.

»Doch. Erst seit kurzem, aber die Leute finden es gemütlicher.«

Außerdem kostet elektrischer Strom Geld. Sie wissen, was in Polen los war. Versorgungskrise, die Gründung freier Gewerkschaften, Verfolgung, das alles hat Spuren hinterlassen.«

»Ja, ich las sehr viel davon.«

Positiv gesehen hätte ich den kleinen Ort als romantisch bezeichnen können. Die Häuser schienen sich gegeneinander zu ducken. Sie warfen lange Schatten oder ragten, wenn sie höher gebaut worden waren, stolz mit ihren Dächern über die anderen hinweg.

In den Gassen und Straßen sammelte sich ebenfalls die Dunkelheit. Sie wirkte wie blauschwarze Tinte.

Jemand kam uns entgegen. Zuerst hörten wir nur die Schritte, später sahen wir auch die Gestalt, als sie in den Schein eines aus dem Fenster fallenden Lichtvierecks geriet.

Es war eine Frau. Sie trug mit der rechten Hand einen Eimer. Als sie uns sah, blieb sie stehen und redete mit St. Immel. Ich verstand kein Wort von dem, was sie erzählte.

Als wir weitergingen, schüttelte St. Immel den Kopf. »Die ist unbelehrbar.«

»Was ist geschehen?«

»Sie will zum Friedhof.«

»Jetzt?«

»Ja, sie geht immer um diese Zeit. Dort begießt sie dann die Blumen auf den Gräbern. Deshalb auch der Eimer in ihrer Hand.«

»Und wo liegt der Friedhof?« fragte ich.

»Zum Wald hin. Ein kleiner Flecken Erde.«

Wir hatten eine Stelle erreicht, die vor dem Gasthaus lag. Von hier aus konnten wir auch auf die Berge schauen. Jetzt wirkten sie pechschwarz. Kein Licht brannte dort oben zwischen den Wäldern. Alles war düster und so geheimnisvoll dunkel. Eine Gegend, die nicht nur abstoßend auf mich wirkte, sondern es auch war, wenn ich an den Landgraf dachte.

»Erwarten Sie ihn jetzt schon Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schulter. »Wenn man das wüßte. Es wäre am besten, wenn er immer zu einem bestimmten Zeitpunkt käme. Dann hätten wir eine reelle Chance, ihn zu fangen. Aber so...«

»Lassen Sie uns in das Gasthaus gehen. Es ist eine Art Informationszentrale.«

Wir betraten den Laden. Es war ein wirklich primitiver Raum, da hatte der Mönch recht gehabt. Und er war leer. Nur der Wirt stand hinter der Theke. Er las in einer alten Zeitung.

Als wir eintraten, legte er die Zeitung weg. Sein Gesicht verfinsterte sich. Er sprach auf den Mönch ein. Ich hörte am Klang seiner Stimme, daß es keine Freundlichkeiten waren, die er ihm entgegen warf. St. Immel gab zurückhaltende Antworten, während der Wirt noch mit der Faust auf den Tisch schlug.

»Was hat er gesagt?« fragte ich.

»Er gibt mir die Schuld, daß sein Laden hier leer ist. Ich hätte mit meinem Gerede die Gäste vertrieben.« St. Immel grinste und schaute dem Wirt zu, der langsam zurückging und noch immer ein böses Gesicht machte. »Dabei sind sonst auch kaum Gäste hier.«

Das konnte ich mir vorstellen. Das Gasthaus war eine alte Bretterbude. Mehr nicht. Man saß auf einfachen Holzbänken ohne Lehnen. Die Tische waren ebenso primitiv. Der Boden bestand zu einer Hälfte aus Brettern, zur andern aus Lehm. Unter der Decke schaukelte eine trübe Lampe. Sie besaß vier Arme. In den Fassungen steckten die Birnen. Wie Eierköpfe schauten sie daraus hervor. Zwei brannten nur. Zudem wackelten sie, wenn in der Etage über dem Gastraum jemand herging.

St. Immel trat bis an den selbst zurechtgezimmerten Tresen und wischte den Zigarrenrauch zur Seite, der ihm vom Wirt entgegengefblasen wurde. Ihre Unterhaltung verlief jetzt in einem normaleren Tonfall. Ein paarmal hob der Wirt die Schultern, dann

grinste er über sein breites Gesicht und vollführte die Geste des Schießens, indem er den rechten Zeigefinger krümmte.

St. Immel drehte sich wieder um.

»Die Leute haben sich wirklich an den Rat gehalten. Viele glauben an den Reiter.«

»Der Wirt auch?«

»Ja, er will ihn erschießen.«

Ich lächelte. »Wenn das mal so einfach wäre.«

»Das meine ich auch.« St. Immel legte seine Stirn in Falten. »Sie sind also der festen Ansicht, daß dieser Reiter mit normalen Waffen nicht zu töten ist.«

»Wie meinen Sie das?«

»Gewehr oder Pistole.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Wenn wir ihn stellen, dann muß ich es mit einer Silberkugel versuchen. Sie ist geweiht...«

St. Immel zeigte ein erstauntes Gesicht. »Und so etwas führen Sie mit sich?«

»Ja.«

Das konnte er nicht begreifen, und er war noch erstaunter, als ich ihm den Bumerang zeigte, den ich sicherheitshalber bei mir trug. Selbst der Wirt bekam große Augen, traute sich jedoch nicht, nach Funktion und Wirkung der Waffe zu fragen.

»Wenn das so ist, sind wir ja gewappnet«, meinte der Mönch.

»Das will ich hoffen.«

Da sich die Bewohner anscheinend an die Regeln hielten, sahen wir keinen Grund, länger in dieser Miefbude zu bleiben. Die Luft war tatsächlich keine Wohltat.

Wir verabschiedeten uns und verließen das Lokal. Hinter uns sperrte der Wirt zu.

Ich atmete tief durch. Es war kühl geworden. Von den Berghängen

brachte der Wind die Frische mit. Sie besaß auch eine gewisse Nässe, so daß wir mit nächtlichem Nebel rechnen konnten. Die Schwüle hatte sich verzogen.

»Scheint wohl kein Gewitter zu geben«, meinte St. Immel, der den gleichen Gedankengang gehabt hatte wie ich.

»Ein Glück.«

»Mögen Sie keine Gewitter?«

»Nicht zu diesem Zeitpunkt. Man kann sich dabei so schlecht auf andere Geräusche konzentrieren.«

»Stimmt auch wieder.«

Wir nahmen unsere Wanderschaft durch das Dorf abermals auf. Nebeneinander schritten wir her, sprachen wenig und lauschten zumeist. Es war nicht still. Hin und wieder bellte ein Hund. Mal fauchte eine Katze, dann hörten wir auch eine menschliche Stimme. Alles klang normal, trotzdem wurde ich das bedrückende Gefühl nicht los, daß irgend etwas lauerte und nur darauf wartete, Atem zu holen, um erneut zuschlagen zu können.

So war das mit dem Reiter.

Die alte Frau kam vom Friedhof zurück. Diesmal sagte sie nichts und ging stumm vorbei. Ihre Schritte verklangen.

Die Gassen waren sehr eng. Die Fenster der Häuser klein. Hin und wieder erschien schemenhaft ein Gesicht hinter den Scheiben. Als wir entdeckt wurden, verschwanden die Gesichter stets sehr schnell. Man traute uns nicht. Vor allen Dingen mir nicht, dem Fremden. Meine Spannung stieg. Ich dachte auch an Suko und daran, daß man einen Schuß wohl sehr weit hören mußte. Bisher hatten wir nichts dergleichen vernommen.

»Er hat sich immer junge Mädchen geholt«, sagte der Mönch.

»Davon wird er nicht abweichen.«

»Wir können nicht jedes Haus bewachen.«

»Leider.«

Ich blieb stehen und zündete mir eine Zigarette an. St. Immel wollte nicht rauchen. Er schaute wie ich dem Rauch nach, der davongetrieben wurde und die Luft würzte.

»Wann ist es soweit?« fragte der Mönch und schaute zu den dunklen Feldern hinüber.

Ich hob die Schultern und wechselte das Thema. »Sagen Sie, wo steht eigentlich dieser Galgenbaum, an dem man den Reiter mal aufgehängt hat?«

St. Immel deutete in die entgegengesetzte Richtung.

»Also ziemlich weit.«

»Ja.«

Ich wollte etwas sagen, hielt aber den Mund, denn ein anderes Geräusch war an meine Ohren geklungen. Auch St. Immel hatte es vernommen. Er wollte eine Frage stellen, ich bemerkte es und legte einen Finger auf die Lippen. So standen wir da und konzentrierten uns.

Da wir es beide vernommen hatten, war eine Täuschung so gut wie ausgeschlossen.

Das Geräusch paßte nicht in die Ruhe.

Aber es war zu identifizieren.

Hufschlag!

Der unheimlich Reiter kam...

Das Mädchen Martha dachte ständig an das Gespräch, das sie am Nachmittag mit dem Pater geführt hatte. Die warnenden Worte wollten ihr nicht aus dem Gedächtnis, denn die Simme des Mönchs hatte sehr eindringlich geklungen. Er glaubte an den Reiter. Und sie? Martha nicht. Sie war zwar in Szetisch groß geworden, doch sie wollte hier nicht bleiben. Vor zwei Monaten hatte sie ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert, und sie hatte sich damals fest vorgenommen, mit diesem Tag ein neues Leben zu beginnen.

Das sollte in Warschau stattfinden. In der Stadt gab es noch immer bessere Chancen. Dies wußte sie von einer Freundin aus dem Nachbarort, die den großen Sprung in die Stadt geschafft hatte und dort ihr Geld verdiente. Als Bedienung in einem Laden, in dem auch ausländische Touristen verkehrten. Dort fiel so mancher Schein ab, allerdings durfte man nicht sehr prüde sein, wie ihre Freundin ehrlich berichtet hatte. Martha war nicht prüde.

Jemand hatte ihr mal gesagt, daß sie ein schönes Mädchen wäre. Also nicht nur hübsch.

Darüber hatte sie sich sehr gefreut. In Szetisch kannte man sie als ein stilles, leicht in sich gekehrtes Wesen, das mit Männern oder jungen Burschen nichts im Sinn hatte.

Aber wer von diesen Dörflern ahnte schon, was tatsächlich in ihr vorging, wenn sie nachts in ihrem Zimmer lag, nicht schlafen konnte und von jungen Männern träumte, die sie in die Arme nahmen. Auch sie wollte geküßt und geliebt werden. Martha fand daran nichts Schlimmes. Es war eben ihre Natur.

Vor kurzem hatte sie einen Film gesehen. Das war in einem fahrenden Kino gewesen. Sehr viel war von Warschau gezeigt worden und von der Liebe eines jungen Mädchens zu einem Offizier.

So etwas war ihr Traum.

Sie wäre vielleicht schon längst verschwunden gewesen, hätte nicht ihre Mutter immer wieder weg gemußt. So schob sie diesen für sie entscheidenden Zeitpunkt weiter hinaus.

Allein befand sie sich in dem schmalen Haus. Es gehörte zu den kleinsten im Ort, war schon ziemlich alt, und ein hochgewachsener Mensch wäre mit seinem Kopf gegen die dunklen Balken der Decke gestoßen, so niedrig war diese.

Martha hatte sich etwas zu trinken geholt und war in den kleinen Anbau gegangen, wo der große Ofen stand, auf dem sie das Badewasser erhitzten. Ein Bad oder eine Dusche war nicht

vorhanden. Nur eben der Ofen, eine Zinkwanne und ein alter Spiegel, der stets beschlug, wenn die Schwaden des Badewassers gegen ihn trieben.

Vom Brunnen hatte sie schon das Wasser geholt, den Ofen angeheizt und den großen Topf mit heißem Wasser aufgestellt. Als es kochte, kippte sie ihn, so daß die heiße Brühe in die Wanne schwappen konnte. Ein zweiter Topf stand ebenfalls bereit. Das Wasser war nicht ganz so heiß. Auch ihn leerte sie und schaute den wallenden Schwaden nach, die nebelgleich durch den kleinen Raum trieben. Da das Wasser in der Wanne eine noch zu hohe Temperatur besaß, kippte sie noch kaltes nach.

Schließlich war sie zufrieden, holte das Stück Kernseife, stellte einen Schemel zurecht und begann damit, sich zu entkleiden. Das kleine Fenster lag gegenüber. Elektrisches Licht existierte in diesem Anbau nicht. Dafür brannten zwei alte Petroleumleuchten, und durch die Ofenklappe fiel auch noch rötlicher Schein, der Konturen des jungen Mädchenkörpers weich und fließend erscheinen ließ. Martha war in der Tat eine Schönheit. Einmal von ihren Kleidern befreit, hätte sie auch in einer westlichen Metropole trotz großer Konkurrenz Aufsehen erregt.

Das kleine Fenster lag nicht hoch. Man konnte bequem hindurchschauen. Es war auch schon passiert, daß ein Gesicht erschienen war, als sie badete, und es war ihr nicht einmal unangenehm gewesen, obwohl sie schrecklich geschrien hatte.

Heute schaute niemand.

Die Warnung des Einsiedlers hatte gefruchtet.

Martha stieg in die Wanne. Das Wasser hatte genau die richtige Temperatur. Martha streckte sich und genoß es minutenlang, von der warmen Flüssigkeit umspielt zu werden.

Dabei schloß sie die Augen und dachte an die große Stadt Warschau, die sie noch vor dem Winter erreichen wollte. Die

Freundin hatte ihr versprochen, sie für die ersten Tage aufzunehmen, bis sie eine eigene Wohnung gefunden hatte.

Es war nie still im Haus. Sie vernahm das Knacken des Holzes im Ofen, hörte hier und da ein Geräusch und auch das Trappeln kleiner Schritte. Mäuse fanden hier immer Ritzen, Spalten und Verstecke. Ein glückliches Lächeln umspielte den Mund des schönen schwarzhaarigen Mädchens, wenn es an Warschau dachte, und Martha schreckte regelrecht hoch, als sie merkte, daß sich das Wasser allmählich abkühlte. Dabei wollte sie sich noch waschen. Sie kniete sich hin, nahm die Seife und ließ sie über ihre zarte Haut gleiten. Ein wohliges Gefühl durchrieselte sie, so daß ihre Gedanken abschweiften. Sie drehten sich um Dinge, die ihre Mutter als schlimm bezeichnet hätte, für ein Mädchen ihres Alters aber nur allzu natürlich waren.

Bald war sie über und über mit festem Schaum bedeckt, aus dem die beiden dunklen Brustwarzen spitz und vorwitzig hervorlugten. Mit beiden Händen strich sie darüber, schüttelte plötzlich wegen ihrer eigenen Gedanken den Kopf und flüsterte: »Du bist verrückt!«

Rasch tauchte sie wieder unter.

Martha spülte den Schaum ab. Vor Scham hatte sie einen roten Kopf bekommen. Sie beeilte sich.

Im Bad wallte die Feuchtigkeit. Sie hielt auch die Spiegelfläche bedeckt und hatte auf der Innenseite des Fensters eine Tropfenspur hinterlassen. Da konnte niemand mehr durchschauen.

Martha stieg aus der Wanne. Ein Badetuch lag bereit. Wie immer kratzte es, wenn die Haut nach dem Baden so weich war, aber sie hatte sich daran gewöhnt.

Plötzlich stand sie steif.

Etwas war anders geworden.

Schlagartig, von einer Sekunde zur anderen, hatte der Schock sie getroffen.

Da war eine Stimme zu hören.

Entfernt nur, aber sie richtete sich an Martha allein. Die Stimme war lockend, weich und dennoch befehlsgewohnt. Sie teilte ihr mit, daß er kommen und sie holen würde.

Martha schüttelte den Kopf. Plötzlich war sie durcheinander. Die Männerstimme hatte sie noch nie zuvor gehört. Sie konnte sich auch nicht vorstellen, wer etwas von ihr wollte.

Bis ihr die Warnung des Eremiten einfiel. Hatte St. Immel nicht von der Gefahr gesprochen, in der sich die Frauen des Dorfes befanden, weil der unheimliche Reiter zurückgekehrt war?

Ein Toter kam zurück...

Martha schluckte, als sie daran dachte. Durch ihren Körper jagten Hitzewellen. Sie beschäftigte sich so sehr mit diesem Gedanken, daß sie vergaß, sich weiter abzutrocknen.

Aber konnte denn ein Toter überhaupt zurückkehren? Nein, das war Unsinn, Aberglaupe. Genau wie diese Kreuzweg-Legende. Wer einmal gestorben war, der blieb es auch und damit fertig. Es war unmöglich, sie hatte sich alles eingebildet. Aber wie sollte sie überhaupt darauf kommen? Es gab keinen Grund für die Einbildung. Zudem hatte sie tatsächlich das Gefühl gehabt, als wäre sie angesprochen worden.

Jetzt wieder.

Der andere sprach davon, daß er sie besuchen würde. Noch an diesem Abend und in dieser Nacht. Er wollte sie mitnehmen, entführen in sein Reich. Und wie er die Worte sagte!

So lockend, so verführerisch. Das hatte sie noch nie in ihrem Leben vernommen. Bisher waren es nur Träume gewesen, nun aber stellte sie fest, daß sie keinem Traum erlegen war. Da sprach jemand wirklich zu ihr, und er wollte etwas.

Sie ließ das Badetuch fallen.

Sekundenlang stand sie so, wie Gott sie erschaffen hatte, schaute

auch zum Fenster, sah aber nichts. Nur den dichten grauen Schimmer der Feuchtigkeit und die langen Tropfenbahnen.

Hastig zog sie frische Wäsche an. Dabei mußte sie lächeln. Diese Unterwäsche war alles andere als reizvoll. Nicht so wie die, die Martha in einem Prospekt gesehen hatte, der versteckt unter unter ihrem Kopfkissen lag.

Als sie dabei war, den Büstenhalter am Rücken zu schließen, hielt sie mitten in der Bewegung inne.

Sie hatte Hufschlag gehört!

Ein Schauer rann über ihren Rücken. Gern hätte sie in diesen Augenblicken an eine Täuschung geglaubt, es war keine. Der Hufschlag existierte und wurde lauter.

Für sie ein Beweis, daß sich der Reiter ihrem Haus näherte. Sie begann zu fiebern. Seltsamerweise war es nicht das Fieber der Angst, das sie fesselte, eher die Erwartung des Kommenden. Der Mann meldete sich wieder auf diese seltsame Art und Weise. Er erklärte, daß er bald da sein würde.

Marthas volle Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, bevor sie flüsterte: »Ja, komm. Du kannst zu mir kommen, ich erwarte dich, Fremder. Ich will dich sehen.«

Ohne es selbst zu begreifen, stand sie bereits unter dem Bann des fremden Reiters.

Und der kam näher.

Der Hufschlag wurde lauter. Halb angezogen stand Martha da und lauschte ihm nach. Wenn sie nicht alles täuschte, mußte der Reiter schon ihr Haus erreicht haben.

Ja, er war da!

Sie erschrak heftig, als sie hinter der Fensterscheibe eine Bewegung wahrnahm.

Eigentlich hätte sie weglaufen sollen. Sie tat es nicht und fragte sich selbst nach dem Grund.

Der andere faszinierte sie, obwohl er nurmehr als Schatten zu sehen war. Sein Gesicht war bleich. Martha konnte die Umrisse mehr erahnen, als daß sie sie sah. Aber sie rechnete damit, ein menschliches Wesen zu sehen, schließlich hatte sie auch seine Stimme gehört. Und die war so weich und lockend gewesen.

Als sich der Fremde vor dem Fenster bewegte und gegen die Scheibe klopfte, schrak sie zusammen. Gleichzeitig empfand sie dieses Klopfen als eine Aufforderung, ihm zu öffnen.

Aber nicht das Fenster. Es war einfach zu schmal. Dort konnte er nicht durchsteigen, obwohl es ja romantisch gewesen wäre. Nein, sie wollte ihn durch die Tür einlassen.

Und schon vernahm sie wieder seine Stimme, als er ihr mitteilte, daß er vor dem Haus auf sie warten wollte.

»Ja, ja!« flüsterte Martha, schon unter dem Bann des anderen stehend, »ich komme.«

Der Mann hinter dem Fenster schien ihre Worte gehört zu haben, denn er ritt weg.

Das junge Mädchen lauschte dem verklingenden Hufschlag nach. Sie wußte, daß der andere noch einen Bogen reiten mußte, um an die Vordertür zu gelangen.

Während sie sich hastig ankleidete, dachte sie für einen Moment an ihre Mutter. Wenn die ihre Tochter gesehen hätte, meine Güte, sie hätte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Wo sie doch immer so stark auf Martha achtgab.

Sie hatte vorgehabt, das lange Nachthemd anzuziehen. Jetzt streifte sie doch wieder das Kleid über und schlüpfte in die Schuhe. Hart preßte sie die Lippen zusammen, als sie bemerkte, wie mies sie doch eigentlich gekleidet war. So empfing man keinen Liebhaber, denn nichts anderes sollte der Fremde für sie werden.

Ja, sie wünschte es sich sogar, daß er sie zur Frau mache. Dabei ahnte sie nicht, daß einige hundert Jahre zuvor ein Mädchen namens

Wanda den gleichen Gedanken gehabt hatte und diesen Wunsch mit dem Leben hatte bezahlen müssen. Der Reiter war grausam...

Die vier obersten Knöpfe ihres Kleides ließ sie offen. Eigentlich hätte sie auch auf den Büstenhalter verzichten können, da vernahm sie bereits das fordernde Klopfen an der Eingangstür, und sie blieb so, wie sie war. Mit hastigen Schritten verließ sie das Bad, erreichte den schmalen Flur, ging zwei Stufen hoch und erreichte aus dem Anbau kommend das eigentliche Haus.

Auch hier mußte sie durch einen Flur gehen, um an die Eingangstür zu gelangen.

Sehr schnell ging sie. Die harten Sohlen der Schuhe erzeugten laute Geräusche.

»Ich komme!« rief sie voller Erwartung. »Ich komme...« Schon lag ihre Hand auf der Klinke. Das Licht einer brennenden Leuchte streifte ihr Gesicht, und sie wollte auch die Klinke nach unten drücken, als ihr plötzlich wieder die Worte des Mönchs einfielen.

Wie intensiv hatte er sie gewarnt! Das Mädchen zögerte. Ihr Blick fiel nach links. An der Wand hing ein kleiner Altar mit einer Marienfigur. Sie konnte das Gesicht erkennen und glaubte auch darin eine Warnung zu lesen. Zumindest aber den Rat, so rasch wie möglich zu fliehen und Hilfe zu holen.

Sie mißachtete die Warnung, denn der Fremde schlug wieder hart gegen das Türholz.

»Ja!« rief Martha. »Ich öffne schon.«

Im nächsten Moment zog sie die Tür auf.

Es war das blitzartige Erkennen einer Gefahr, denn vor ihr stand der Reiter. Er hockte noch auf seinem Pferd, einem pechschwarzen Gaul, und ebenso schwarz wie das Tier war auch er.

Von seinem Gesicht konnte Martha nichts erkennen, da es im Schatten einer Hutkrempe lag. Sie sah weder Augen, Nase noch Mund. Dafür einen ausgestreckten Arm, deren Finger in ihre

Richtung zielten, um sie greifen zu können.

Der Reiter trug einen Mantel, der sich im leichten Nachwind bewegte.

»Komm mit!«

Er wollte zufassen, doch das Mädchen bekam plötzlich Angst und ging zwei Schritte zurück. Der andere griff ins Leere.

Unwillig schüttelte er den Kopf. Aus dem unter der Hutkrempe liegenden Maul drang dem Mädchen fauliger Gestank entgegen, und Martha wußte plötzlich, daß sie den vor sich hatte, der eigentlich hätte längst tot sein müssen.

Die Kreuzweg-Legende existierte!

Als ihr dies bewußt wurde, war es bereits zu spät, denn wen sich der schwarze Reiter einmal ausgesucht hatte, den wollte er auch haben. Hart gab er seinem Pferd die Sporen und tat etwas, das Martha nie für möglich gehalten hatte.

Er ritt in den Flur.

Da begann sie zu schreien!

Wir hatten Hufschlag gehört!

St. Immel schaute mich an, ich blickte in sein Gesicht. Und jeder sah die Gänsehaut und die Besorgnis des anderen in den Augen schimmern. Er war also gekommen, Suko und Kasimir Wojtek hatten ihn nicht aufhalten können.

Das mußten wir erledigen.

Aber erst mußten wir ihn haben. Wo konnte er sich versteckt halten? Das Dorf war zwar klein, dennoch relativ groß, denn zwischen den Häusern gab es zahlreiche Möglichkeiten, sich im Schutz der Dunkelheit zu verbergen.

Noch immer sprachen wir nicht, lauschten dem Klang, der stets gleichblieb, und erst eine halbe Minute später schwächer wurde.

»Das kam von dort!« Der Mönch zeigte in die Richtung, wo auch

der Friedhof liegen mußte.

»Ja«, bestätigte ich seine Angaben, »aber er reitet woanders hin.«

»Stimmt leider.«

»Dann müssen wir ihm folgen oder ihm entgegengehen.« Ich stieß St. Immel an. »Kommen Sie mit, Pater, es eilt!«

Der Mönch hatte nichts dagegen, mir zu folgen. Obwohl er sich in Szetisch besser auskannte, hatte ich die Führung übernommen. Sehr leise bewegten wir uns voran. Wenn wir den Hufschlag wieder hörten, sollten wir nicht durch das Geräusch unserer eigenen Schritte gestört werden.

Dann war er verstummt.

Wir hatten ungefähr die Ortsmitte erreicht und waren von jedem Flecken praktisch gleich weit entfernt.

St. Immel schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Sollte er sein Ziel schon erreicht haben?«

»Glaube ich nicht.«

»Was ist es dann?«

Ich hob die Schultern. »Kommen Sie, wir werden weitergehen.« Nach ein paar Schritten stoppten wir erneut, denn abermals hatten wir den Hufschlag vernommen.

Diesmal sogar lauter als zuvor. Das hieß, der unheimliche Reiter befand sich in unserer Nähe.

Marcus St. Immel und ich hatten unsere Köpfe nach links gedreht. Dort war nichts zu sehen, nurmehr die Umrisse der Häuser und ihre Schatten. Auch hörten wir das Miauen irgendwelcher Katzen, die sich in der Nähe herumtrieben.

»Es ist zum Heulen«, sagte St. Immel. »Wir können es uns aussuchen, wohin er geritten ist...«

»Hören Sie!« unterbrach ich ihn, denn ich hatte etwas vernommen. Kein Hufschlag, sondern ein dumpfes Klopfen. Diese Geräusche entstehen, wenn jemand gegen eine Tür hämmert.

Der Reiter hatte sein Ziel erreicht!

Ich dachte daran, daß wir dies hatten verhindern wollen. Das war nun nicht mehr möglich. Und diejenige Person, die im Haus wohnte, an dessen Tür er angeklopft hatte, würde ihm wahrscheinlich öffnen.

»Wo kann er stecken?« fragte ich St. Immel. »Überlegen Sie um Himmels willen!«

»Es gibt viele Möglichkeiten...«

»Sicher, das weiß ich. Aber er muß mit Zeugen rechnen, wenn er einfach irgendwo anklopft.«

St. Immel schlug sich so hart gegen die Stirn, daß es klatschte.

»Zeugen!« rief er. »Genau, das ist es, Mr. Sinclair. Es gibt da ein junges Mädchen, dessen Mutter verreist ist. Martha befindet sich allein im Haus und...«

»Wo ist es?«

»Nicht weit von hier.«

Ich rannte schon los. Auch der Mönch beeilte sich, und auf dem Weg zu unserem Ziel vernahmen wir bereits den gellenden Angstschrei...

Suko und Kasimir Wojtek waren so weit mit dem Wagen gefahren, wie es die Strecke erlaubte. Erst als sie in Gefahr gerieten, in dem weichen Boden steckenzubleiben, stellten sie den Volvo ab und stiegen aus. Dichter Wald umgab sie. Zudem war es ruhiger geworden, aber nicht still.

Geheimnisvoll raschelten die Blätter der Bäume, wenn der Wind sie durcheinanderschaufelte. Im Unterholz knackte und knirschte es. Tiere huschten durch die dichten Schatten am Wegrand. Manchmal war auch der Schrei eines Uhus zu vernehmen.

»Das ist der Totenvogel!« flüsterte der Pole mit belegter Stimme. Ihm war nicht wohl in seiner Haut.

»Hoffentlich für uns kein schlechtes Zeichen«, meinte Suko. In den

nächsten Minuten schwiegen die beiden Männer. Während der Fahrt schon hatte Suko seinem Begleiter die Beretta gegeben. Er verließ sich auf seine Dämonenpeitsche. Sollte ihnen der Reiter begegnen, würde er ihn mit der Peitsche vom Pferderücken holen, das hatte er sich fest vorgenommen.

Ein Spazierweg lag nicht vor ihnen, sondern ein sehr schmaler Pfad, der sich durch den Wald schlängelte. Hätten andere Temperaturen geherrscht, wäre sich Suko vorgekommen wie in einem Urwald, denn zu beiden Seiten des Wegs standen die Bäume so dicht, daß sie unüberwindbar erscheinende Hindernisse bildeten. Hinzu kam das Unterholz. Oftmals sperriges Gestrüpp oder hohes Farnkraut. Der Weg stieg ständig an. Manchmal war er auch zugewachsen. Sogar Baumstämme lagen quer, die dem letzten großen Sturm nicht hatten widerstehen können.

Die beiden Männer kletterten über die Hindernisse hinweg. Suko gehörte zu den Menschen, die sich so leicht nicht bange machen ließen. Dieser dichte Wald beeindruckte ihn dennoch sehr. Er kam ihm vor wie ein Zauberwald, über dem der Mond stand und sein geheimnisvolles Licht in die Schatten zwischen den Bäumen schickte, ohne sie richtig erhellen zu können.

Der Inspektor besaß nicht nur scharfe Augen, auch ein gutes Gehör. Und er glaubte, etwas vernommen zu haben, als er plötzlich stehenblieb.

»Was ist denn?« hauchte Kasimir.

»Horchten Sie mal! Das hört sich an wie Hufschlag.«

Der Pole vernahm nichts. »Haben Sie sich nicht vertan oder sich etwas eingebildet? Ich meine, wenn man sich etwas intensiv wünscht, dann hört man dies auch.«

»Ich glaube nicht.«

»Aber es gibt doch nur den einen Weg. Der Reiter hätte uns entgegenkommen müssen.«

»Sind Sie ganz sicher?«

Kasimir Wojtek gab keine akustische Antwort. Dafür holte er die Karte hervor. Im Licht einer Taschenlampe schauten die beiden Männer nach.

»Da«, sagte der Pole. »Es ist nur der eine Weg eingezeichnet.«

»Na denn...«

»Überzeugt sind Sie nicht, wie?«

Kasimir faltete die Karte wieder zusammen. »Genau.«

»Wollen Sie umkehren, Inspektor?«

Da begann Suko zu lachen. »Sie kennen mich schlecht. Bis ich umkehre, dauert es etwas. Wenn ich mich einmal in eine Sache verbissen habe, dann bleibe ich dran.« Es waren vorerst die letzten Worte, die beide miteinander sprachen. Suko rechnete nach, wie weit sie schon vorgestoßen waren. Der Karte nach zu urteilen mußten sie schon mehr als die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht haben. Und der Wald schwieg. Sosehr beide Männer auf den Hufschlag lauerten, nichts dergleichen war zu hören. Nur die normalen Geräusche des Waldes umgaben sie. Das geheimnisvolle Flüstern, Raunen und Rascheln, woran sie sich inzwischen gewöhnt hatten. Einen Vorteil sah Suko. Je höher sie kamen, um so mehr lichtete sich das dunkle Grün. Auch der Weg wurde ein wenig breiter. Hin und wieder sahen sie Tiere vor ihren Füßen entlang huschen. Zumeist Füchse, die plötzlich aus dem Unterholz stürmten und irgendwo anders blitzartig verschwanden.

»Das ist ein markantes Zeichen«, sagte Kasimir plötzlich.

»Was meinen Sie?«

»Daß der Wald lichter geworden ist. Ich glaube, wir nähern uns der verfallenen Burg des Landgrafen.«

Suko wollte dem Mann nicht widersprechen. Möglicherweise behielt der Pole recht.

Es stimmte tatsächlich. Sie brauchten nicht mehr weit zu gehen, um

ihr Ziel zu sehen. Vor ihnen und leicht an einen Hang gebaut, entdeckten sie Überreste, die einmal zu einer stolzen Burg gehört hatten. Viel war nicht mehr zu sehen.

Hier und da eine Mauer, dann der Rest eines Turms, und alles war von einer dicken Moosschicht oder langen lianenartigen Pflanzen überwuchert. Da der Wald an dieser Stelle etwas zurückgedrängt war, konnte auch das Mondlicht nach unten fließen.

Es streifte mit seinem silbrigen Schein die Überreste der Mauern und gab ihnen einen fahlen Glanz, so daß auch das Grün der Pflanzen matt wirkte. Hinzu kam die Feuchtigkeit. Vom Boden stieg sie an bestimmten Stellen auf und bildete Nebelwolken, die seltsam bläulich den Hang hinabtrieben.

Schweigend standen die Männer da. Erst Kasimir Wojtek unterbrach die Stille.

»Wirkt irgendwie unheimlich«, meinte er.

»Genau.«

Suko hatte gesehen, wie der Pole die Schultern hochzog und dann sagte: »Nur der Reiter scheint nicht anwesend zu sein.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Dann hätte er uns längst entdeckt und wäre gekommen. So eine Beute läßt der sich doch nicht entgehen.«

»Er kann sich auch versteckt halten, falls er noch in der Nähe lauert.«

Kasimir lachte leise. »Ihnen geht dieser Hufschlag nicht aus dem Kopf, wie?«

»So ist es.«

»Gut, wir sind zu zweit. Ich bin bewaffnet. Deshalb würde ich vorschlagen, daß wir uns trennen. Wir gehen in verschiedene Richtungen und suchen die Umgebung ab. Später treffen wir uns dann wieder.« Wojtek deutete nach vorn. »Sagen wir hinter dem Turm. Klar?«

Suko überlegte noch. Er war ein alter Kämpfer und auch sehr erfahren geworden. Normalerweise hätte er nichts dagegen gehabt, aber ihm gefiel diese zerstörte Burg nicht, die im seltsamen Mondlicht und durch bläuliche Nebelwolken so aussah wie eine Kulisse aus einem Spielberg-Film. Da lauerte etwas, da steckte etwas dahinter. Er konnte nicht sagen, was es gewesen war und mußte sich demnach voll und ganz auf sein Gefühl verlassen. Das aber hatte ihn selten getrogen.

»Sie sind nicht begeistert?« vernahm er Wojteks Frage.

»Ja und nein.«

»Was stört Sie?«

Suko schwieg. Es hatte keinen Sinn, dem anderen seine Befürchtungen oder Gedankengänge mitzuteilen. Genutzt hätte es sowieso nichts.

»Dann bleiben wir also zusammen«, vermutete der Pole und warf dem Chinesen einen fragenden Seitenblick zu.

»Nein, wenn Sie wollen, trennen wir uns.«

Kasimir grinste. »So wie ich es vorschlug?«

»Ja.«

»Das ist auch besser. Wenn wir zu zweit an verschiedenen Stellen suchen, sind wir viel eher fertig, verstehen Sie? Um so rascher können wir auch zurück in den Ort und den Reiter dort stellen, falls er da aufgetaucht sein sollte.«

»Wenn Sie das so sehen, haben Sie recht, Kasimir. Viel Glück.« Suko wollte nicht mehr so lange diskutieren, sondern handeln. Er wartete, bis Kasimir verschwunden war und machte sich selbst auf den Weg.

Der Pole hatte sich bereits genau ausgerechnet, wo er hingehen wollte. Ihn lockte auch der dichte Wald, der jenseits der Burgtrümmer wuchs. Gab es ein besseres Versteck als zwischen den Bäumen? Er jedenfalls hätte es sich ausgesucht, denn von dort konnte

man all das beobachten, was sich zwischen den Ruinen abspielte.

Lautlos gelang es Kasimir nicht, sich voranzubewegen. Das Gras wuchs zusammen mit dem Unkraut sehr hoch. Es schleifte über die Hosenbeine und nährte sie auch.

Schon bald wurde der Mann von einer Nebelwand verschluckt. Er verschwand darin wie ein Schatten, der vorhatte, in eine andere Dimension zu tauchen.

Seiner Schätzung nach mußte er den ehemaligen Innenhof der Burg schon erreicht haben. Dieser Teil war gepflastert gewesen, noch jetzt schimmerten die Steine durch. Sie glänzten vor Feuchtigkeit. Zwischen den breiten Ritzen wuchs das Moos wie eine dicke Schimmelschicht. Kasimir mußte seine Blicke überall haben. Er wollte sich auf keinen Fall überraschen lassen, deshalb schaute er öfter nach links oder rechts als zu Boden.

Das wurde ihm zum Verhängnis.

Wie es genau dazu gekommen war, konnte er nicht sagen. Jedenfalls hatte er etwas übersehen, hinzu kam der bläuliche Nebel, er trat ins Leere und fiel nach vorn.

Ein überraschter Laut löste sich von seinen Lippen. Kaum war er verklungen, als Wojtek zu Boden prallte und dabei das Unglück hatte, genau auf einen hochkant stehenden Stein zu treten und nach rechts abzurutschen.

Kasimir konnte sich auch nicht mehr fangen. Er streckte zwar noch den Arm aus, dennoch fiel er zu Boden und stieß dabei einen nicht druckreifen Fluch aus.

Zunächst einmal blieb er sitzen, schüttelte den Kopf und schaute sich um.

Genau zu erkennen, wo er gelandet war, das schaffte er nicht. Er mußte sich in einem tiefer gelegenen Teil des Burghofes befinden. Das war alles. Mit einem knappen Blick schätzte er ab, wie tief er ungefähr gefallen war.

Höchstens einen Meter.

Aber das hatte gereicht, wie er sehr bald feststellte, denn als er aufstehen wollte, sackte er sofort wieder zusammen, da ein stechender Schmerz durch seinen rechten Fußknöchel schoß.

Verstaucht!

Eine Verwünschung drang aus dem Mund des Polen. »Auch das noch«, fügte er hinzu und dachte daran, daß es ein Fehler gewesen war, sich von dem Chinesen zu trennen.

Aber jetzt nach ihm zu schreien, hatte auch keinen Sinn, er hätte sich nurmehr blamiert.

Da gab es nur eins. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, aus diesem tiefer liegenden Gebiet klettern und sich humpelnd den weiteren Weg suchen, um anschließend mit dem Inspektor zusammenzutreffen. Beim Aufstehen belastete er nurmehr das linke Bein, und so kam er einigermaßen gut in die Höhe. Er stemmte sich auch auf dem gesunden Fuß ab, hob den kranken dabei an und spürte abermals das heftige Ziehen. Er traute sich nicht einmal, den Knöchel anzuschauen. Wahrscheinlich war er ziemlich angeschwollen.

Ausgerechnet jetzt mußte ihm so etwas passieren! Er hätte sich selbst irgendwohin beißen können. Da ihn dies auch nicht weitergebracht hätte, biß er die Zähne zusammen und humpelte los.

Die Höhe der Mauer reichte ihm etwa bis zur Brust. Es würde anstrengend sein, mit dem verletzten Fuß auch diese an sich geringe Höhe zu überwinden. Der rechte Fuß schleifte durch das Gras. Einmal stieß er mit der Spitze gegen einen Stein, und sofort wühlte sich die Lohe hoch bis in das Schienbein.

Wut und Schmerz ärgerten ihn und trieben dem Polen den kalten Schweiß auf die Stirn.

Endlich erreichte er die Mauer. Er dachte auch an den Rückweg und glaubte nicht, daß er ihn schaffen würde. Zudem konnte er von dem Chinesen nicht verlangen, daß dieser ihn trug. Die Lage war

be... scheiden.

Den nächsten Fehler hatte er unbewußt gemacht, da er zu sehr in Gedanken versunken war.

Der Zombie lauerte bereits...

Es war eine der Frauen, deren Körper mit eingetrockneten Wunden und Schimmel bedeckt waren. Sie hatte alles beobachtet und lag flach auf der Erde, dabei sehr dicht am Rand der Grube.

Kasimir stützte die Hände auf, um sich hochzuschwingen. Da packte die Untote zu. Sie hatte beide Hände zu Hilfe genommen und legte ihre zehn Finger um die Gelenke des Mannes.

Kasimir Wojtek wußte zunächst nicht, woran er überhaupt war. Er hätte nie damit gerechnet, überhaupt noch eine Person außer ihm und Suko in der unmittelbaren Umgebung zu finden, deshalb war er so perplex, spürte nur die Kälte der Hände und bekam den Druck. Die Untote hatte sich, kurz nachdem sie die Hände des Menschen umklammerte, auf die Knie gestemmt und ihren Körper nach vorn gedrückt. Sie gab sich gleichzeitig Schwung, und ihr Gewicht drückte auch den jungen Polen nach hinten.

Er vergaß seinen verstauchten Knöchel, trat falsch auf, der Schmerz behinderte seine Aktion, und so fiel er zurück. Mit dem Kreuz schlug er auf, hatte die Augen weit geöffnet und erkannte, daß der weibliche Zombie ihm entgegenkippte.

Vor Schreck blieb ihm fast das Herz stehen!

So etwas hatte er noch nie gesehen. Er nahm das Bild innerhalb einer Sekunde auf, denn so lange befand sich die Untote in der Luft, bevor sie auf den Menschen schlug.

Ein verschimmelter, halbverwester Körper, übersät mit Wunden, und einem Gesicht versehen, für das der Ausdruck entstellt noch zu schwach war.

Im nächsten Moment war das Wesen über ihm. Er spürte den Druck und nahm den bestialischen Gestank wahr.

Nach alter Leiche und Moder... Der Magen wurde ihm in die Höhe gedrückt. Kalte Totenfinger glitten nicht allein über die Kleidung, berührten auch die Haut und versuchten, in die Nähe seines Halses zu kommen.

Im Unterbewußtsein glaubte er, einen Schuß zu hören, das war nicht wichtig. Er mußte nur dieses verdammte Wesen loswerden, denn ihm war klar geworden, daß die Untote ihn nur angegriffen hatte, um ihn zu vernichten.

Seinen Tod wollte sie!

Zum Glück waren die Bewegungen des Zombies nicht so geschmeidig wie die eines normalen Menschen. Die Untote brauchte Zeit. Bei ihren Aktionen stemmte sie auch den Körper etwas in die Höhe, so daß sich ein Zwischenraum bildete, in den Kasimir sein Knie drücken konnte. Es war das linke. Mit aller Kraft drückte er die Untote von sich. Er sah, wie sie in die Höhe gewuchtet wurde. Die Hände rutschten von seinem Hals ab, wobei er ein Brennen spürte, und ihm klargemacht wurde, daß scharfe Fingernägel über die dünne Haut gefahren sein mußten.

Jetzt schwebte die Angreiferin über ihm.

Ein wahres Schreckgespenst, dessen Arme nach unten hingen. Die Hände mit den langen Nägeln pendelten vor dem Gesicht des Mannes hin und her. Dazwischen sah er das Gesicht mit einem halb zerstörten Kopf.

Er schrie.

Dieser Schrei war das Signal, um die andere wegzustemmen. Der Körper, von der Kraft getrieben, flog durch die Luft, wobei er sich noch fast überschlagen hätte, bevor er mit der rechten Seite zu Boden krachte und der Hinterkopf gegen einen Stein klatschte.

Kasimir war fertig. Er hätte heulen können, wußte aber auch, daß er sich keine Schwäche erlauben konnte, und so drehte er sich auf die Seite, um auf die Füße zu kommen.

Es gelang ihm.

Zitternd blieb er stehen. Geöffnet war sein Mund. Über die Unterlippe rann Speichel.

Nebelschwaden trieben herbei, umwallten auch die Schreckengestalt, der dieser Aufprall nichts ausgemacht hatte, denn sie war dabei, sich wieder zu erheben.

»Neiiinnnn, verdammt!« keuchte Kasimir und schüttelte sich. »Nicht schon wieder.« Er trat zurück. Dabei drehte er sich nicht um, denn er wollte die Untote im Auge behalten.

Sie hatte nach einem Stein gegriffen. Die Finger ihrer rechten Hand umklammerten ihn. Sehr langsam hob sie den Arm, wollte wahrscheinlich zielen, und schleuderte den Stein.

Wojtek hatte Glück. Er brauchte sich nicht einmal zu ducken. Das Wurfgeschoß verfehlte ihn auch so. Etwa eine Armlänge von ihm entfernt fiel es zu Boden.

Erst jetzt erinnerte sich der Mann an die Waffe. Verdammt, der Inspektor hatte ihm schließlich die mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole überlassen. Und damit konnte er diese Bestien vernichten. Er zog die Waffe.

Es war ungewohnt für ihn, mit einer Beretta zu schießen, da er nurmehr die schweren Armeepistolen gewohnt war. Aber er würde es trotzdem schaffen, das nahm er sich vor.

Noch immer bebten seine Nerven. Es fiel ihm schwer, die Waffe ruhig zu halten, so daß die Wahrscheinlichkeit eines Fehlschusses sich immer mehr vergrößerte.

Gewaltsam riß er sich zusammen.

Er schwitzte so stark, daß ihm das Zeug in die Augen rann und er sie erst freiwischen mußte. Schwer holte er Atem. Dabei wollte es ihm nicht gelingen, den rechten Arm so ruhig zu halten, daß er genau zielen konnte. Aber er mußte dieses Wesen erwischen.

Die Untote kam.

Sie ging wie eine Greisin. Langsam, stolpernd, breitarmig und auch mit ausgestellten Beinen. Daß sie dabei nicht hinfiel, wunderte ihn, doch das Glück befand sich auf ihrer Seite.

Er schüttelte den Kopf. »Okay!« flüsterte er. »Komm nur. Komm nur an, du Verdammte! Je näher du kommst, um so besser für mich. Ich schieße nicht daneben, ich nicht. Auf deinen verfluchten Schädel werde ich zielen, darauf kannst du Gift nehmen, du mieses...«

Der jähre Schmerz raubte ihm das Wort von den Lippen. Er hatte nicht darauf achten können, was hinter ihm geschah. So wie beim erstenmal hatte sich auch die zweite Untote, auf dem Bauch liegend, herangeschoben und blitzschnell zugegriffen.

Krallenhände verhakten sich in Wojteks Haaren. Brutal zogen sie seinen Kopf zurück, so daß er mit dem Hals noch gegen die Steinkante schrammte.

Dieser Schmerz war nichts zu dem, was er in den folgenden Sekunden erlebte.

An den ersten Zombie vor ihm dachte er nicht mehr, der andere war gefährlicher. Er brachte seinen Arm in die Höhe und drehte auch die Hand, damit er die Mündung der Pistole nahe an den Schädel des Wesens bringen konnte.

Fast hätte er es geschafft, als ein grauer Schatten vor seinen Augen erschien.

Es war ein Stein.

Sehr flach und an der Vorderseite so scharf wie ein Messer. Die richtige Waffe.

Dennoch schoß Kasimir.

Als der Schuß aufpeitschte und die Silberkugel ins Zentrum traf, zog die Untote die flache Seite des Steins von links nach rechts. Zwei Herzschläge später kippten zwei Körper in die Grube zurück und fielen übereinander, wo sie auch liegenblieben...

Noch im Flug gab der unheimliche Reiter seinem schwarzen Pferd die Sporen und zog auch seinen Degen. Martha sah das Flirren des Metalls, bekam Angst, denn sie rechnete damit, daß der andere sie eiskalt umbringen würde.

Nicht schon jetzt, denn er hieb mit dem Degen auf die Marienfigur und haute sie in zwei Stücke.

Geduckt saß er auf seinem Gaul, der böse und schrill wieherte, so daß er den nächsten Schrei des Mädchens übertönte.

Martha wußte nicht, wohin sie hätte fliehen sollen. Der Ausgang war versperrt. Sie konnte nurmehr in die Wohnung und dort vielleicht durch das Fenster.

Um die Räume erreichen zu können, mußte sie zwei Stufen hoch. Eine schaffte sie, dann war der Reiter bei ihr. Sein linker Arm jagte nach unten. Die Hand war zur Faust geballt und traf die Schulter des Mädchens. Ein Wehlaut drang über Marthas Lippen, bevor sie auf der Treppe zusammenbrach. Ehe sie ganz fiel, beugte sich der andere noch weiter von dem Pferderücken und griff zu.

Er riß Martha in die Höhe, schleuderte sie herum, so daß sie rücklings und quer über dem Pferderücken lag. Jetzt erst konnte sie nach oben schauen und starrte in das Gesicht unter der Hutkrempe. Es war grauenhaft.

Ein schwarzes zerfließendes Etwas mit seltsam grauen, sich bewegenden Augen, die aus einer Masse bestanden, die an Pudding erinnerte. Ein breiter Mund war zu sehen, aus dem nach Moder richender Atem drang und es Martha fast schlecht wurde.

»Dich nehme ich als erste«, versprach der unheimliche Reiter ihr. »Denn du bist die schönste von allen. Noch schöner, als es Wanda damals gewesen war.«

Er lachte kehlig auf und schaffte es trotz der Enge des Flurs, sein Tier zu drehen.

Dann ritt er an.

Die Hufe rutschten auf dem glatten Boden aus, aber das Tier schaffte es und erreichte den Ausgang. In einer Hand hielt der Reiter seinen Degen, mit der anderen wuchtete er das Mädchen hoch, so daß es aufrecht vor ihm saß, als er durch die Tür preschte.

Bis er das Wort hörte.

»Stopp!«

Ich hatte den Befehl gerufen!

Mit schußbereiter Beretta stand ich drei Schritte vor der Haustür, während sich der Mönch rechts neben mir aufgebaut hatte und ebenso wie ich spannungsgeladen auf das schaurige Bild starrte, das uns beiden geboten wurde.

Zum erstenmal sah ich den Reiter. Er sah so aus, wie ihn St. Immel auch beschrieben hatte.

Pechschwarz. Selbst sein Gesicht konnte ich nicht erkennen, weil es so dunkel war. Es lag nicht allein am Schatten der Hutkrempe, sondern auch daran, daß er das junge bildhübsche Mädchen mit einem Arm umklammert und so vor sich gepreßt hielt, daß es ihm Deckung gab. Wenn ich schoß, traf ich nicht nur ihn, sondern auch die schwarzaarige Geisel.

Aber er hatte dennoch einen Fehler begangen. Martha deckte nicht seinen gesamten Körper ab, die Beine lagen frei. Auf sie zielte ich. Es kam mir vor, als könnte der andere Gedanken lesen. Ich kam nicht dazu, abzudrücken, denn der unheimliche Reiter bewegte blitzschnell seinen rechten Arm und damit auch die Klinge. Plötzlich lag sie waagerecht vor der Kehle des Mädchens. Er brauchte nur ein wenig zuzudrücken und sie von links nach rechts zu ziehen, dann hatte Martha ihr Leben verloren.

Das wußte ich, das wußte der Reiter, und das wußte auch Marcus St. Immel. Deshalb flehte mich der Mönch an. »Schießen Sie nicht, Mr. Sinclair! Er würde sie töten.«

»Ich weiß«, erwiderte ich und entspannte mich wieder. Dabei sank auch mein Waffenarm nach unten.

Der Reiter stieß ein Geräusch aus, das wohl ein Lachen sein sollte. Plötzlich hatte er wieder die besseren Karten. Dicht unter seiner Hutkrempe sah ich zwei graue Flecken. Das mußten seine Augen sein. Von den übrigen Gesichtsmerkmalen war nichts zu erkennen. Ich war gespannt, wie es weitergehen würde. Von uns beiden konnte keiner die Initiative ergreifen. Da mußte sich schon der Unheimliche etwas einfallen lassen.

Martha atmete schwer. Die seufzenden Laute drangen aus ihrem Mund und wurden auch von uns gehört. In diesen Sekunden machte sie ungemein viel durch. Daß wir ihr nicht helfen konnten, brachte sie fast um den Verstand.

Auch das Pferd blieb ruhig. Das wunderte mich. Nicht einmal schlug es mit dem Kopf. Es stand ebenso still wie der Eremit, der seine Hand auf das Kreuz an seiner Hüftseite gelegt hatte und es nicht wagte, sich zu rühren.

Den Anfang machte der Reiter. Seinen Oberkörper bewegte er nicht, nur die Beine. Mit den Hacken »kitzelte« er die Flanken des Pferdes. Das Tier verstand den Befehl.

Es setzte sich in Bewegung. Langsam zunächst. Sehr vorsichtig zirkelte es ein Bein vor das andere, als wollte es zunächst einmal den Boden abtasten und dessen Härte feststellen.

Dann jagten uns zwei Dinge entgegen. Ein Schrei und das Pferd.

»Vorsicht!« Ich brüllte dem Mönch die Warnung zu. Sah nicht, ob er reagierte, da ich genug mit mir selbst zu tun hatte, um den wirbelnden Hufen zu entwischen.

Ich flog zur Seite weg, prallte auf den Boden, überschlug mich dabei, wurde in eine Staubwolke eingehüllt, hörte Schreie und merkte auch den Luftzug, als die gefährlich ausschlagenden Hufe des Pferdes dicht an meinem Kopf vorbeiwischten.

Ich wagte nicht zu schießen, und so gelang dem unheimlichen Reiter die Flucht mit der Beute.

So schnell wie möglich rappelte ich mich wieder hoch, drehte mich in die Richtung, in die er geflohen war und sah noch seinen Rücken, bevor er um eine Ecke wischte und in einer schmalen Gasse verschwand. Das Lachen und seine dröhnende Stimme überjönten selbst das Hufgetrappel. »Die Kreuzweg-Legende!« brüllte er. »Sie wird ihre blutige Erfüllung finden, das schwöre ich euch...«

Es brachte zwar nichts, trotzdem nahm ich die Verfolgung auf. Als ich die Einmündung der Gasse erreichte, war von dem Reiter und seiner Beute schon nichts mehr zu sehen.

Der in der Luft hängende Staub schien ihn vollends verschluckt zu haben.

Ich unterdrückte mehrere Flüche und ging wieder zurück. Nach wenigen Schritten sah ich die Gestalt am Boden liegen. Auf dem Rücken und mit ausgebreiteten Armen.

Es war Marcus St. Immel!

Plötzlich klopfte mein Herz oben in der Kehle. Mehr als warnen hatte ich ihn nicht können. Wahrscheinlich war er nicht mehr dazu gekommen, schnell genug zu reagieren.

Jetzt lag er da. Neben ihm ging ich in die Knie. Dabei entdeckte ich das Blut in seinem Gesicht, aber ich hörte gleichzeitig den leisen Atem. Dem Himmel sei dank. Er lebte. Am Haaransatz mußte ihn ein Huf erwischt haben, allerdings nur gestreift, einen Volltreffer hätte er bestimmt nicht überlebt.

Ich schlug leicht gegen seine Wangen, rief auch seinen Namen und hörte das Stöhnen. St. Immel wurde wach. Mit einem Tuch tupfte ich das Blut aus der unmittelbaren Umgebung seiner Augen und half ihm, hochzukommen, als ich merkte, daß er sich aufstützen wollte. Schließlich saß er und spürte meine Hand als Stütze in seinem Rücken. Zunächst wußte er nicht, wo er sich befand, bis er mich

anschaute und nach seinem Kopf fühlte.

»Ein Huf hat Sie gestreift, Pater«, erklärte ich.

»Ist mir übel!« flüsterte er.

»Aber Sie leben, das allein zählt. Fühlen Sie sich in der Lage, ein paar Schritte zu gehen?«

»Ich will es versuchen.«

Es war nicht einfach, St. Immel in die Höhe zu bekommen. Schließlich stand er, ich stützte ihn ab. Gemeinsam gingen wir auf das kleine Haus zu, aus dem der Reiter das Mädchen geraubt hatte. Im Flur fand ich die zerbrochene Marienstatue. Über die Trümmer stieg ich hinweg, ging in die Wohnung und sah die alte, schon leicht zerschlissene Couch. Am liebsten hätte ich die Verfolgung des Reiters aufgenommen. Einige Tatsachen sprachen vorerst dagegen. Ich wußte nicht genau, wohin er sich gewandt hatte, zudem fehlte mir ein fahrbarer Untersatz, und ich hatte auch keine Ahnung, wo dieser verdammte Galgenbaum stand. Einen Dorfbewohner konnte ich nicht fragen. Da verstand keiner meine Sprache.

Es war zum Heulen.

St. Immel lag stöhnend auf dem Sofa und hielt sich den Kopf. Ich hätte ihn gern in Ruhe gelassen, doch die Zeit drängte. Er mußte mir einige Antworten geben.

»Können Sie mir noch zwei Minuten geistig folgen, Pater?« fragte ich mit drängender Stimme.

»Sicher«, erwiderte er leise. »Ich weiß, Sie wollen sich den Reiter holen.«

»Genau.«

»Der Galgenbaum ist weit...«

»Wie komme ich am schnellsten dorthin?«

Er erklärte es mir und lachte dann kratzig auf. »Sie werden immer zu spät sein, glauben Sie mir. Der Reiter ist viel zu schnell.«

»Ich brauche einen fahrbaren Untersatz.«

»Hier gibt es keinen Wagen, soviel ich weiß.«

»Hat jemand ein Motorrad oder sonst etwas?«

»Auch nicht, Mr. Sinclair. Aber das Mädchen besitzt ein altes Fahrrad.«

Die Antwort elektrisierte mich. »Wo steht es?«

»Irgendwo am Haus«, gab er stöhnend zurück. »Sie müssen da mal nachschauen.«

»Gut, das mache ich.«

Wieder lief ich zurück, fand den Anbau, kam da nicht raus und mußte durch den normalen Eingang gehen.

Natürlich war den Bewohnern nicht verborgen geblieben, was sich in ihrem Dorf ereignet hatte. Sie waren aus den Häusern gekommen und durch die schmalen Straßen geschlichen.

Jetzt standen sie vor dem Haus.

Dabei glichen sie Gespenstern, die sich nicht rührten. Kein Wort drang über ihre Lippen. Sie standen da und schauten mich starr an. Ich stoppte, wollte sie um Hilfe bitten, bis mir einfiel, daß sie mich-nicht verstehen würden.

Da rannte ich allein los.

Fast wäre ich noch über das Rad gestolpert. Es lehnte in dem kleinen Garten an einem Obstbaum. Ich schaute nach, ob Luft in den Reifen war und nickte zufrieden.

Man konnte diesen Drahtesel mit gutem Gewissen als museumsreif bezeichnen. Eine Gangschaltung sah ich nicht, auch keine Klingel, und ich entdeckte keine blanke Stelle, aber überall Rost. Aber das Ding fuhr, wenn auch die verrostete Kette durchhing. Auf die Dauer gesehen, würde ich schneller vorankommen.

Ich schob das Fahrrad aus dem Garten vor das Haus und stieg erst dort in den Sattel. Von St. Immel verabschiedete ich mich nicht, der Reiter und das Mädchen waren wichtiger.

Stumm verfolgten mich die Blicke der Dorfbewohner, bis ich

verschwunden war.

Ich sah auch nicht, daß so mancher ein Kreuzzeichen schlug. Ich wollte nur den unheimlichen Reiter.

Auf einem Fahrrad hatte ich auch noch keine Dämonen gejagt. Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, ich hätte sogar darüber lachen können. So aber strampelte ich mich ab und hoffte, daß noch nicht alles verloren war...

Sukos ungutes Gefühl war nicht gewichen!

Es hatte sich noch verstärkt, denn nach wie vor gefiel ihm diese Gegend überhaupt nicht.

Das war ein idealer Platz mit zahlreichen Stolperfallen, wie geschaffen für einen dämonischen Hinterhalt. Er glaubte fest daran, daß Kasimir Wojtek die Aufgabe einfach zu leicht angegangen war. Er hatte ihn verschwinden sehen und war erst dann seinen eigenen Weg gegangen.

Die Dämonenpeitsche zog Suko hervor, schlug einmal einen Kreis über den Boden, so daß die drei Riemen herausrutschen konnten. In der Waffe behielt der Inspektor sie nicht, er steckte sie nur »ausgefahren« in den Gürtel, um sie rasch einsatzbereit zu haben.

Zur linken Seite hin fiel das Gelände ab. Auch dort standen noch einige Trümmer. Manche Mauerreste überragten auch das hohe Gras. Sie wirkten wie dicke Finger.

In Hangrichtung bewegte sich auch der Nebel, der vom leichten Wind davongetragen wurde. Er quoll zwischen die noch stehenden Mauern und fand seinen Weg ebenfalls zu den Überresten des alten Turms. Dorthin ging der Chinese.

Er war sehr vorsichtig. Sein Blick wechselte ständig, denn das Gefühl sagte ihm, daß noch nicht alles ausgestanden war. Suko erwartete förmlich ein außergewöhnliches Ereignis.

Das Ereignis trat nicht ein, dafür entdeckte er etwas, das ihn stutzig

und noch mißtrauischer werden ließ.

Es waren Spuren!

Sehr genau schaute Suko hin und konnte erkennen, daß das Gras vor ihm niedergetreten war. Da sich die Halme noch nicht wieder aufgerichtet hatten, mußte erst vor kurzer Zeit hier jemand hergegangen sein.

Es waren deutlich Fußabdrücke im feuchten Boden zu erkennen. Von Suko konnten sie nicht stammen, er war an dieser Stelle noch nicht vorbeigekommen. Auch nicht Kasimir Wojtek, der eine andere Richtung eingeschlagen hatte.

Wer also zeigte sich dafür verantwortlich?

Suko konnte es nicht sagen. Er wußte nur, daß sich Kasimir und er nicht allein in der unmittelbaren Umgebung der Ruine bewegten. Etwas störte Suko an den Abdrücken. Er konnte es nicht sofort sagen, und es fiel ihm erst bei genauerem Nachdenken ein, dann überraschte es ihn gleichzeitig.

Die Spuren stammten von schuhlosen Füßen!

Irgendwie verrückt. Wer schlich schon barfuß durch dieses Gelände? Anscheinend doch jemand. Auch bei sehr genauem Test erkannte Suko, daß er sich nicht geirrt hatte.

Der Fall wurde immer rätselhafter. Suko hob den Kopf. Er schaute wieder geradeaus, als könnten ihm die dicht über dem Boden liegenden Nebelschleier eine Auskunft erteilen.

Er sah nichts. Keine weitere Person befand sich in der Nähe, und auch von Kasimir war kein Rockzipfel zu entdecken. Der Inspektor dachte bereits darüber nach, ob es nicht falsch gewesen war, sich zu trennen. Falls noch jemand zwischen den Trümmern herumschlich oder sich im nahen Wald versteckt hielt, war es diesem leicht möglich, Suko oder den Polen zu überfallen.

Als sich der Inspektor aufrichtete, hörte er das Geräusch. Es klang schmatzend und gleichzeitig dumpf, als wäre ein Huf auf den Boden

geschlagen.

Sofort dachte der Chinese an den Reiter. Er fuhr herum, die Finger der rechten Hand lagen auf dem Griff der Dämonenpeitsche, aber er sah nichts, was ihm hätte gefährlich werden können.

Trotzdem hatte er sich nicht getäuscht! Sogar die Richtung, aus der das Geräusch aufgeklungen war, hatte sich Suko merken können. Das war links von ihm gewesen. Dort lag der Hang.

Zu sehen war nichts. Nur der dunkle Waldstreifen, in den die Grasfläche überging.

Hatte der Wind etwas bewegt oder gelöst?

Das wollte Suko genau feststellen. Sehr wachsam schritt er dorthin, wo das Geräusch seiner Ansicht nach aufgeklungen war. Sein Blick war lauernd. Die Lippen hatte er zusammengepreßt. Er schaute den Hang hinab, rutschte noch ein wenig weiter und entdeckte trotz der hinunterfließenden Nebelschwaden die graue Insel inmitten des grünen Grases.

Das war keine Insel, sondern ein viereckiger Stein, schon eine Platte. Und jemand hatte sie zur Seite geschoben, nachdem sie aus der Schrägen gestemmt worden war.

Wenn das tatsächlich so gewesen war und Suko niemand sah, blieb nurmehr eine Möglichkeit.

Hinter dem Stein, von Suko noch nicht sichtbar, mußte es eine Höhle, ein Versteck oder einen Gang geben, der in die Erde hineinführte, vielleicht auch die ehemalige Burg.

Suko schaute nach.

Der Stein war ein Stück gerutscht. Die Annahme des Inspektors wurde auf schaurige Art und Weise bestätigt. Er sah nicht nur den Eingang zur Höhle, sondern auch die schreckliche Gestalt, die dort lauerte. Ein Zombie!

Das Herz trommelte stärker, als der Inspektor das Wesen anschaut. Er sah in ein Gesicht mit widerlich entstellten Zügen, erkannte auch

die aschgrauen Haare, die teigigen Klauen und bekam mit, wie sich die Arme des weiblichen Zombies gierig streckten, um die Beine des Menschen anfassen zu können.

»Du kommst mir gerade richtig!« keuchte Suko, ging einen Schritt zurück und zog die Peitsche.

Eiskalt ließ er die Schreckensgestalt kommen. Ein Zombie ist einem Menschen immer überlegen, davon gingen diese Wesen jedenfalls aus, und sie griffen immer an.

Hier allerdings geriet die Untote an den Falschen. Suko wartete sogar, bis sich der weibliche Zombie zur Hälfte aufgerichtet hatte, erst dann drosch er zu.

Die drei Riemen pfiffen dem Unhold entgegen. Kopf, Arme und Oberkörper wurden getroffen.

Lange Zeit hatte der Zombie gelebt.

Die zahlreichen Jahre hatten ihm nichts anhaben können, anders die drei Riemen der Dämonenpeitsche. Sie zerfetzten die Gestalt. Ein letztes Gurgeln drang noch aus dem Maul, dann kippte der Zombie zur Seite. Bis über die Hälfte seines Körpers schaute er aus der Öffnung hervor, die Beine steckten noch im Gang. Sie würden nie mehr hervorgezogen werden, denn der Körper löste sich auf, wobei stinkender Dampf aus den breiten Wunden quoll.

Suko wandte sich ab. Einen hatte er erwischt. Wer sagte ihm, daß dieses Wesen der einzige Zombie...

Der Schuß!

Urplötzlich hörte Suko den Knall. Er erkannte am Klang die Beretta, wußte, daß Kasimir geschossen hatte und wurde blaß. Nicht nur ein Zombie trieb sich auf diesem Gelände herum. Der Pole mußte auf einen zweiten oder sogar auf mehrere gestoßen sein. Suko hatte seine Erfahrungen mit den lebenden Leichen gemacht. Für den anderen mußte es die erste Begegnung gewesen sein, und vielleicht hatte er sie trotz des Schusses nicht überstanden. Für Suko gab es

kein Halten. Er mußte dem anderen zur Seite stehen. Zum Glück wußte er die Richtung, in die sich der Pole gewandt hatte. Suko kletterte den Hang hinauf. Von oben her wurden ihm die Nebelschwaden entgegengewehrt. Noch immer schickte der Mond sein Licht über die Trümmer der alten Burg.

Es war richtiges Zombiewetter, wie Suko selbst zugab. Und er sah die zweite Untote!

Am Rand des Abhangs stand sie, hatte die Arme erhoben und stemmte einen gewaltigen Stein, der schon fast einem kleinen Felsbrocken glich. Das Ziel war klar.

Dieses Wesen mit den rostroten Haaren und der weißen teigigen Haut wollte dem Chinesen den Stein auf den Schädel schmettern. Bevor Suko etwas unternehmen konnte, drückte die Untote ihre Arme nach vorn und wuchtete den Stein auf Suko zu. Sie konnte dabei das Gleichgewicht nicht mehr halten und fiel dem Chinesen entgegen. Suko lag so schnell am Boden, als hätte ihm jemand die Beine unter dem Körper weggezogen. Er winkelte sie auch noch an und hatte Glück, denn der Stein verfehlte ihn und schlug hinter ihm auf den Hang, wobei er in die Tiefe rollte und irgendwo zwischen den Baumstämmen hängenblieb.

Der Stein hatte Suko nicht getroffen, dafür prallte die lebende Leiche gegen ihn.

Sie wuchtete auf Sukos Rücken, wollte sich an ihm festklammern, rutschte aber ab und glitt ebenfalls in die Tiefe. Nur der Inspektor hatte sich halten können. Er schaute zurück. Der Körper der Untoten überschlug sich einige Male. Die Arme wirbelten, hämmerten auf den Boden, Hände versuchten, irgendwo halt zu finden, rutschten aber an dem glatten Gras ab.

Fast dort, wo der Stein zwischen die Bäume geprallt war, kam der Körper zur Ruhe.

Suko hatte keine Lust, die Verfolgung aufzunehmen. Wie er aus

Erfahrung wußte, würde die Untote versuchen, ihn zu erreichen. Und dazu mußte sie den Hang hoch.

Der Inspektor hatte Zeit. Er zog sich zurück und blieb dort stehen, wo der Hang begann. Sie kam.

Auf allen vieren kroch sie in die Höhe. Hin und wieder rutschte sie ab, doch sie schaffte es, das verlorene Terrain immer wieder wettzumachen. Mit ihren spitzen Fingern hackte sie in den weichen Boden, um genügend Halt zu bekommen. Ihr Kopf pendelte. Suko sah das rostrote Haar, in dem der Dreck klebte und sich auch zahlreiches Ungeziefer angesammelt hatte.

Obwohl es dem Chinesen darum ging, Kasimir zu finden, mußte er sich die Zeit nehmen und den Zombie erledigen. Hätte er seine Beretta gehabt, wäre mit einem Schuß alles vorbei gewesen. Er wartete ungeduldig. Der lebende Tote unternahm auch nicht den Versuch, einen anderen Weg zu gehen. Er wollte den direkten und lief dabei in sein Verderben.

Als der weibliche Zombie nahe genug herangekommen war, drosch Suko mit der Peitsche zu.

Die dreigefährlichen Riemen blieben dicht nebeneinander, und sie zogen einen breiten Strich über Kopf, Schulter und Rücken der lebenden Leiche. Noch einmal zuckte sie hoch, hatte auch den Arm ausgestreckt. Nicht einmal ihre langen schwarzen Drecknägel erreichten die Schuhspitzen des Chinesen. Dann rutschte der Körper langsam den Hang hinunter. Schon halb zerstört und stinkenden Qualm abgebend. Er würde sich aufgelöst haben, wenn er die ersten Bäume erreicht hätte. Für Suko kam es darauf an, seinen Begleiter zu finden. Er machte sich Sorgen, denn wo sich zwei Zombies versteckt gehalten hatten, konnten auch zehn oder fünfzehn sich verbergen. Diese Burgruine war das ideale Zombienest.

Keine glorreichen Aussichten. Vor allen Dingen nicht für einen Menschen wie Kasimir, der zum erstenmal mit diesen widerlichen

Monstren in Berührung gekommen war.

Ohne Pause orientierte sich der Inspektor in die Richtung, die auch Kasimir genommen hatte. Der Schuß war Warnung genug gewesen. Den Namen des Polen rief er nicht. So rasch wie möglich hastete er durch die Nebelschwaden und vergaß auch nie, die Umgebung im Auge zu behalten. Wie leicht konnte eine der schaurigen Gestalten aus dem graublauen Gespinst erscheinen.

Kasimir Wojtek war gestolpert und in die Tiefe gefallen. Suko sah die Falle rechtzeitig genug. Am Rand blieb er stehen.

Auch durch das unter der normalen Bodenhöhe liegende Areal trieben Nebelfetzen. Allerdings nicht so dicht, als daß sie die schreckliche Szene hätten verbergen können, die sich Sukos Augen bot. Wenn er geradewegs nach unten schaute, sah er einen Zombie liegen, der von einer Kugel endgültig ausgelöscht worden war. Sie hatte ihn in den Kopf getroffen.

Ein paar Meter weiter lagen zwei andere Personen.

Noch ein weiblicher Zombie. Auf der Seite lag er, Suko sah sogar das blosse, grünlich schimmernde Gesicht, das mit zahlreichen Wundlöchern übersät war.

Unter dieser schaurigen Gestalt hatte Kasimir Wojtek seinen Platz gefunden.

Er lag reglos!

»Nein!« flüsterte Suko, machte sich gleichzeitig Vorwürfe, daß er Wojtek hatte allein gehen lassen und sprang nach unten.

Er kam gut auf, überbrückte sehr rasch die Entfernung zu seinem Ziel und ging neben Kasimir in die Knie. Da sah er das Blut. Es tropfte vom Gesicht des Polen und hatte dem Gras bereits eine rötliche Färbung gegeben. Kasimir lebte nicht mehr. Dennoch wollte es Suko genau wissen. Er packte den Körper des weiblichen Zombies und rollte ihn zur Seite, so daß er den Polen besser untersuchen konnte.

Jemand hatte ihm die Kehle aufgeschnitten. Die Beretta hielt Kasimir noch in der Hand. Seine Augen waren starr, ohne Leben, und trotzdem lebte er, denn Suko sah das Zucken seiner rechten Hand. Blitzschnell war der Chinese wieder auf den Beinen. Das Blut wich aus seinem Gesicht, denn das, was mit Kasimir Wojtek geschehen war, war schlimmer als der Tod.

Vor Suko lag ein Zombie!

Woher der Reiter plötzlich die Schlinge geholt hatte, wußte Martha nicht. Jedenfalls besaß er sie, und sie pendelte so vor seinem Gesicht, daß er hindurchschauen und sein Opfer ansehen konnte.

Martha hatte sich mit dem Rücken gegen den dicken Baumstamm gepreßt. Sie konnte ihren Blick nicht von der schrecklichen Gestalt lassen und dachte zurück an die letzten Minuten, die für sie die reine Hölle gewesen waren.

Auf dem Pferderücken hatte sie gelegen und sich die Drohungen sowie Schmeicheleien des anderen anhören müssen. Eine schlimme, furchtbare Wortmischung. Er sprach von ihrer Schönheit und noch in der selben Sekunde von ihrem Tod und davon, daß er dem Satan die Seele versprochen hatte.

Wie er sie umbringen wollte, hatte er ihr ebenfalls erklärt. Er wollte sie hängen und mit dem Degen töten.

Also doppelt.

»So haben sie es bei mir gemacht«, sagte er wieder, als er langsam vorkam und Martha anstarnte.

Sie gab den Blick zurück. Am gesamten Körper zitterte sie vor Angst. Die Kehle war trocken geworden. Sie konnte kaum reden. Als sie es versuchte, brachte sie nurmehr ein Krächzen hervor. Natürlich hatte sie auch an Flucht gedacht. Nur war dies sinnlos. Der Reiter hätte sich auf den Rücken seines schwarzen Pferdes geschwungen und sie blitzschnell eingeholt.

Da lief gar nichts.

Sein Lachen war kalt und rauh. Er war sich seiner Sache sehr sicher, streckte den Arm aus und setzte die Spitze seines Degens gegen den Hals des Mädchens.

Martha versteifte.

Die unheimliche Gestalt nahm ihr gesamtes Blickfeld ein. Sie kam ihr vor wie ein Riese, der immer mehr in die Höhe wuchs und den Himmel zu erreichen schien.

»Du bist die erste«, sagte er wieder. »Und du bist die schönste von allen. Der Teufel wird sich freuen. Er liebt besonders die Seelen der schönen Mädchen. Häßliche mag er nicht, denn er ist selbst häßlich genug.«

Als der Reiter dies sagte, verließ gleichzeitig ein rauhes Lachen sein aufgerissenes Maul.

Wieder wedelte er mit der Schlinge. »Dein Hals wird genau hineinpassen«, erklärte er, »und dann ziehe ich dich hoch. So haben es deine Vorfahren auch mit mir gemacht. Dafür wirst du büßen. Allen, die mir in die Finger geraten, habe ich den gleichen Tod versprochen. Mit dir mache ich den Anfang.« Er wechselte das Thema. »Wie heißt du eigentlich?«

Das Mädchen war zu geschockt, um sofort eine Antwort geben zu können, deshalb fragte der Reiter nach.

»Martha!«

Er lachte und wiederholte den Namen. »Ist nicht schlecht, aber warum heißt du nicht Wanda?«

»Ich... ich weiß nicht.«

Er beugte sich näher, ohne den Druck des Degens zu verändern. »Ich hätte zu gern eine Wanda gehabt, das kann ich dir versprechen. Wanda wäre für mich am besten gewesen. Sie hat mich geliebt, sehr sogar. Wirst du mich auch lieben?«

»Nein — ja, was Sie wollen...«

Abermals lachte der andere. »Ich merke schon, daß du mich nicht lieben willst. Und das ist schlecht für dich. Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Ich bin für die Kreuzweg-Legende verantwortlich, und ich sorge dafür, daß sie nicht stirbt, sondern immer neue Nahrung bekommt. Mit dir, Martha, mache ich den Anfang. Du wirst als erste das Vergnügen haben, hier gehängt zu werden. Ich freue mich schon, wenn ich sehe, wie du am Ast baumelst. Schau hoch! Sieh dir die Äste genau an. Es gibt zahlreiche davon, die stark genug sind, um dein Gewicht zu halten, das kann ich dir versprechen. Viele habe ich ausprobiert. Willst du dir einen aussuchen, Mädchen?« höhnte er.

Martha schüttelte den Kopf. Sie konnte nicht mehr sprechen. Etwas drückte ihr die Kehle zu. Sie wunderte sich darüber, daß sie überhaupt noch auf den Beinen stehen konnte. Normalerweise hätte sie schon längst zusammenbrechen müssen.

Der Reiter zog den Degen weg.

Es geschah so schnell, daß Martha es erst bemerkte, als der andere schon die Waffe gewechselt hatte, denn plötzlich spürte sie den rauen Hanf der Schlinge auf der Haut.

Sie zuckte zusammen, sah die Schlinge als tiefer gleitenden Schatten, der ihr Kinn berührte, darunter geschoben wurde und plötzlich seinen Platz an ihrem Hals gefunden hatte.

Jetzt hing sie fest!

Der Reiter amüsierte sich köstlich, als er den erschreckten Gesichtsausdruck sah. »Ja«, sagte er, »du hast dir den Ast, an dem du hängen sollst, nicht von alleine ausgesucht. Das war ein Fehler. Jetzt werde ich ihn dir aussuchen, denn du sollst genau dort dein Leben aushauchen, wo man vor über dreihundert Jahren auch mich aufgehängt hat. Ich führe dich hin!«

Das tat er tatsächlich.

Dabei hatte er die lange Leine des Stricks noch aufgerollt um seinen

Arm gehängt und hielt das Ende mit einer Hand fest. Er zog. Martha spürte diesen Zug. Ob sie wollte oder nicht, sie mußte der unheimlichen Gestalt folgen.

Der Reiter hatte seinen Spaß. Er sprach vom Teufel, von seinen Diensten und von einer reinen Seele, während er hinter sich das Schluchzen des Mädchens vernahm.

Das rauhe Material scheuerte auf ihrem Hals. Wenn sie sich gegen den Zug stemmte, wurde ihr die Luft knapp, das hatte sie bereits ausprobiert. Sie mußte folgen...

Ein weiches Gefühl breitete sich in ihren Beinen aus. Die Füße konnte sie kaum mehr anheben. Sie schleiften über den Boden, knickten das Gras, und sie spürte auch den Nachtwind, der gegen ihr Gesicht fuhr und die Tränen trocknete.

Manchmal glaubte sie an einen Alptraum oder daran, daß plötzlich der Retter erscheinen würde, wie sie es in manchen Abenteuer-Büchern gelesen hatte.

Ein Retter war weit und breit nicht in Sicht. Und sie erlebte auch keinen Traum. Es war die grausame Realität, denn alles um sie herum existierte wirklich.

Auch die feuchten Blätter der Eiche, die wie sanfte Finger über ihre Gesichtshaut strichen.

Einige Male schüttelte sie sich, spürte dann die Bewegung der Schlinge an ihrer Haut und ließ die Kopfbewegungen lieber bleiben. Als der Peiniger stehenblieb, wußte Martha, daß sie das Ziel erreicht hatten.

Sie waren ein wenig zur Seite gegangen und standen unter einem Ast, der genau in der richtigen Höhe wuchs, leicht gekrümmt, aber besonders stark aussah, so daß er ihr Gewicht immer halten würde. Mit dem Degen deutete der Reiter auf den Ast. »Dort«, erklärte er, »hat man mich vor langer Zeit aufgehängt. Sie haben es brutal gemacht und mich regelrecht stranguliert. Einfach hochgezogen wie

ein lebloses Stück Vieh. Und sie haben zugeschaut. Sogar der Degen steckte in meinem Körper. Es war furchtbar. Damals wurde die Kreuzweg-Legende geboren, heute führe ich sie fort. Wer den Teufel als Freund besitzt, für den ist die Zeit keine Größe mehr. Der hat Jahrhunderte zur Verfügung, um seine Rache vorbereiten zu können. Das habe ich getan, und mit dir mache ich den Anfang.«

Martha schluckte einige Male. Sie wollte es eigentlich nicht wahrhaben. In den letzten Minuten hatte sie geschwiegen, nun fand sie den Mut, dem Unheimlichen eine Erwiderung zu geben.

»Was habe ich dir denn getan?« stieß sie weinend und verzweifelt hervor. »Ich bin unschuldig, ich...«

»Das weiß ich, aber ich habe ein Versprechen einzulösen. Deine Seele ist für den Teufel, dein Körper für meine Freundinnen, die ebenfalls noch leben. Als Untote, als Zombies, bewachen sie die Trümmer meiner Burg. In der Nacht kommen sie hervor, und in der Nacht wirst du sie kennenlernen und dich einreihen in ihren Kreis. Gemeinsam kehren wir danach zurück. In die Dörfer hinein, wo die Menschen leben. Du wirst eine Gier auf Menschen bekommen, das verspreche ich dir. Schwarze Magie hält dich am Leben, obwohl ich dich getötet habe. Es wird so etwas wie das Ewige Leben sein, hast du verstanden?«

»Ja.«

»Willst du noch etwas sagen? Ich gebe dir die Möglichkeit. Nur kein Gebet! Wenn sowas über deine Lippen kommt, töte ich dich auf der Stelle.«

Martha hob in einer hilflosen Bewegung die Schultern. Obwohl der Reiter die Schlinge nicht hart zugezogen hatte, wurde sie das Gefühl nicht los, daß sich ihre Kehle immer mehr verengte.

Sie standen einander gegenüber. Der Unheimliche wartete auf eine Antwort, die er nicht bekam.

Sehr deutlich vernahm Martha die Geräusche der Umwelt. Der

Wind fuhr in ihr Gesicht, sie hörte das Rauschen der Eichenblätter und sah auch den Mond wie einen bleichen Kreis am Himmel stehen. Der einzige Zeuge...

»Falls du auf einen Retter wartest, er wird nicht kommen. Niemand ist stärker als ich. Auch der nicht, der so plötzlich vor dem Haus erschienen ist. Nein, dich holt keiner mehr. Es gäbe auch keinen, der mir widerstehen könnte. Menschen sind für mich einfach lächerlich. Ich werde sie alle umbringen...«

Martha glaubte dem Reiter. Sie hatte ihm nichts mehr zu sagen. Es nutzte nichts, wenn sie um ihr Leben flehte, der andere würde sie sowieso nicht erhören.

Mit einer geschickten Bewegung warf er das Ende des Seils über den ausgesuchten Ast. Der Strick war nicht sehr lang, der andere konnte ihn bequem halten, und er wickelte ihn um sein Gelenk.

»So!« sagte er, »jetzt wirst du das erleben, was ich damals durchgemacht habe. Eine Hölle, eine Vorhölle auf das noch Kommende. Und ich werde dir die Degenspitze in den Körper stoßen. Das ist meine Rache. Die Kreuzweg-Legende soll leben!«

Ein leises Lachen begleitete die letzten Worte, bevor der Reiter daranging, das Seil zu straffen und das Mädchen in die Höhe zu ziehen. Martha spürte, wie sich die Schlinge an ihrem Hals verengte, die Luft knapper wurde und heiße Todesangst ihren Körper durchströmte. So also sah ihr Ende aus...

Ein paarmal hatte ich gedacht, das alte Fahrrad würde seinen Dienst aufgeben, denn die Kette hatte seltsam klirrende Geräusche von sich gegeben, bevor die Zähne doch wieder packten und ich stärker in die Pedalen treten konnte. So fuhr ich weiter.

Gegen den Wind, der mir ins Gesicht wehte. Ich hatte mich so flach wie möglich auf den Drahtesel gelegt, da ich keinen hohen Widerstand bieten wollte.

Im nachhinein fand ich es gar nicht so schlecht, daß ich ein Fahrrad genommen hatte. Es war ein relativ lautloses Gefährt, so würde man mich erst ziemlich spät hören können.

Natürlich hoffte ich, daß ich mich auf der richtigen Straße befand. Zudem hatte ich das Glück, daß der Weg nicht jetzt schon anstieg und in die Berge führte. Flach schnitt er durch die den Hügeln vorgelagerte Ebene. Ich kam mir einsam vor.

Nur der Mond war mein Begleiter. Sein fahles Licht hatte sich über dem flachen Boden ausgebreitet, und an manchen Stellen der Niederung wehten graue Nebelschleier.

Mein Atem ging schwer. Ich besaß zwar eine gute Kondition, war aber das lange Fahren nicht gewohnt und hatte deshalb meine Mühe. Wann endlich tauchte der verdammte Baum auf?

Immer wenn ich den Kopf hob, schaute ich in die Schwärze, ohne den Galgenbaum zu sehen.

An einem Kreuzweg sollte er stehen. Genau an der Stelle, wo früher die Mörder und Schänder gehängt worden waren. Zahlreiche Kreuzwege besaßen diese schreckliche Vergangenheit.

Der Aberglaube und die Magie hatten auch vor Landesgrenzen keinen Halt gemacht. Es gab die gleichen Geschichten im Osten wie im Westen. Ich gab mein Bestes, schaute wieder hoch und glaubte, den Baum zu sehen, wobei mir das Mondlicht diesmal half, denn die Kontur der Eiche hob sich deutlich vom Boden ab.

Da also war er!

Ich schluckte ein paarmal, fuhr noch einige Meter und lenkte das Rad anschließend an den Wegrand, um es im Straßengraben liegen zu lassen. Den Rest mußte ich zu Fuß gehen. Dabei hoffte ich, ungesehen ans Ziel zu kommen.

Auf der Straße blieb ich nicht. Ich stiefelte über einen weichen Acker, ohne dabei mein Ziel aus den Augen zu lassen. Sehr schnell konnte ich Einzelheiten erkennen. Zuerst das Pferd!

Es stand neben dem Baum und wartete mit hängendem Kopf. Es gab zudem einen Vorteil für mich. Der Wind kam von vorn. Das Tier würde mich nicht so rasch wittern.

Geduckt schlich ich weiter. Sehr flach atmete ich. Mein Mund stand dabei offen, die Waffen hatte ich griffbereit und war kaum zwanzig Meter gelaufen, als der Wind mir den Klang einer Stimme entgegen trug. Nicht das Mädchen sprach, sondern der Reiter.

Leider konnte ich nicht verstehen, was er sagte, freundliche Worte waren es sicherlich nicht.

Ich kam wie ein Schatten.

So lautlos wie möglich, dabei geduckt, und ich sah auch, daß sich zwei Personen unterhalb der starken Zweige und Äste langsam bewegten. Eine Person schritt vor. Sie war pechschwarz und verschmolz mit der Dunkelheit der Nacht.

Die andere schritt hinter ihr her. Sie folgte ihr im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Fuß, blieb dann stehen, und ich hörte, daß der Reiter wieder sprach.

Das war gut für mich. Solange die Gestalt redete, handelte sie nicht, und ich konnte mich ranschleichen.

Aber das Pferd machte Schwierigkeiten. Trotz des für mich günstig stehenden Windes schien es mich gewittert zu haben, denn es warf seinen Kopf unruhig auf und nieder und ließ auch ein leises Schnauben hören.

Ich legte mich lang hin und hob nur den Kopf ein wenig an, damit ich den Reiter im Auge behalten konnte.

Er kümmerte sich nicht um die Warnung des Tiers. Statt dessen schleuderte er etwas in die Höhe, das über einen Ast fiel und von dem Reiter festgehalten wurde.

Genau sah ich es nicht, wußte dennoch, um was es sich handelte. Ich brauchte nur daran zu denken, wie man den Reiter früher behandelt hatte.

Er hatte einen Henkersstrick geschleudert!

Das Mädchen sollte hängen!

Mir stieg fast der Magen hoch, als mir das klar wurde. Und ich war noch so verdammt weit entfernt.

Allmählich wurde es Zeit. Ich konnte nun auch keine so große Rücksicht mehr auf Deckung nehmen und hastete geduckt weiter. Die anderen ließ ich dabei nicht aus dem Blick.

Wieder hörte ich ihn sprechen. Diesmal verstand ich die Worte auch besser. Er redete von einem Gebet, das wohl nicht sein sollte, weitere Worte erreichten meine Ohren nicht.

Da er den Strick schon geworfen hatte und die Schlinge den Hals des Mädchens umspannte, war mir klar, daß ich den Baum nicht rechtzeitig genug erreichen würde.

Also blieb ich stehen!

Ich zog die Beretta, zielte und hatte Pech, daß sich das Pferd gerade in diesem Moment in Bewegung setzte. Es stellte sich genau zwischen uns und schützte seinen Besitzer.

Nur mühsam unterdrückte ich einen Fluch. Noch näher heranzulaufen, hatte keinen Sinn. Ich hätte das Pferd erschießen können, zu einem zweiten wichtigen Schuß auf den Reiter wäre ich erst nach dem Tod des Mädchens gekommen.

Mir blieb noch eine Chance!

Und auch die stand auf sehr wackligen Beinen. Trotzdem mußte ich sie nutzen.

Mit einer ruckartigen Bewegung holte ich den Bumerang hervor. Den Reiter konnte ich leider nicht treffen, als ich zur Seite ging, sah ich den Ast, an dem das Mädchen hing. Er stand zum Glück so weit vor, daß er von anderen Ästen oder Zweigen nicht behindert wurde, so daß der Bumerang, wenn ich ihn zielgenau schleuderte, auch treffen konnte. Weit holte ich aus.

Schon oft hatte mir die Waffe in entscheidenden Sekunden geholfen.

Ich wollte, daß es auch diesmal so blieb.

Ein Ruck ging nicht nur durch die Gestalt des Reiters, auch durch den Strick, und er übertrug sich gleichzeitig auf das bedauernswerte Mädchen.

Hoffentlich schaffte der Bumerang auch den Ast.

Es waren meine letzten Gedanken, bevor ich ihn mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft auf die Reise schickte und selbst hinter der silbernen Banane hersprintete...

Kasimir Wojtek war zu einem Zombie geworden!

Mit dieser Tatsache mußte sich der Chinese erst einmal abfinden. Er kannte den Mann noch nicht lange, dennoch waren die beiden gut miteinander ausgekommen. Er hatte die ungezwungene Art des Polen gemocht, mit der er die Probleme anging, und nun blieb ihm nichts anderes übrig, als ihn zu töten. Jawohl, zu töten!

Andere Möglichkeiten gab es nicht, um einen Wiedergänger dieser Art zu erlösen.

Suko fiel ein Fall ein, der lange zurücklag. Er dachte an den dunkelhäutigen FBI-Agenten Jo Barracuda, der zu seinem und Johns Freundeskreis gehört hatte. Auch Jo war in den höllischen Kreislauf hineingeraten und hatte von seinem Dasein als Zombie durch eine Silberkugel erlöst werden müssen.[\[2\]](#)

In diesen Augenblicken stand der Inspektor unter einer ungeheuer starken seelischen Belastung. Er hielt die Peitsche in der Hand und schaute zu, wie sich Kasimir vom Boden erhob.

Seine Bewegungen glichen denen eines Menschen, der soeben aus tiefem Schlaf erwacht war. Leicht taumelig, schwankend, aber er hielt noch die Beretta fest.

Suko trat wuchtig unter die Hand des Mannes. Der Arm wurde nach oben geschleudert, nur öffnete sich die Faust nicht. Die Leichenstarre der Finger hielt die Waffe fest.

Ein Schuß löste sich dabei nicht, doch der Zombie war durch den Tritt wieder zu Boden geschleudert worden.

Dort wollte er nicht liegenbleiben. Er wälzte sich auf die Seite und kam wieder hoch.

Den Rücken wandte er Suko zu. Einen breiten Rücken, der nicht zu verfehlten war.

Der Inspektor hatte den Arm schon erhoben. Feucht schimmerte es in seinen Augenwinkeln, als er sagte: »Es tut mir leid, mein Junge. Verdammt, es tut mir leid!« schrie er dann.

Während er das Klatschen der Riemen auf dem breiten Rücken hörte, zuckte er zusammen, als wäre er selbst von der Peitsche getroffen worden. Er hörte Kasimir gurgelnd schreien, der Körper des Zombies fiel wieder nach vorn, so daß der Untote mit dem Gesicht im feuchten Gras liegenblieb.

Suko schaute auf den Rücken.

Rote Wunden zeichneten sich dort ab. Er wußte, daß Kasimir endgültig erlöst war.

Mit unsicheren Schritten trat er an ihn heran, bückte sich und rollte ihn herum, so daß er auf dem Rücken lag.

Er starrte in das Gesicht.

Hatte es als Zombie noch einen tumben Ausdruck gehabt, war dieser nun verändert worden. Der endgültige Tote schaute Suko mit einem beinahe friedlichen Gesichtsausdruck an.

Er war wirklich erlöst worden...

Durch die Nase holte der Inspektor Luft. Sekundenlang war er nicht fähig, etwas zu tun, dann drehte er die Finger zur Seite, die noch seine Beretta hielten.

Er nahm Kasimir die Silberkugel-Beretta ab. Suko drückte sich wieder hoch und spürte den Luftzug.

Er warf sich zur Seite.

Es war blitzschnelle Reaktion gewesen. Dank seines

Kampftrainings und seiner Reflexe hatte er so handeln können, und der gemeine Schlag streifte ihn nur.

Am unteren Teil des Ohrs und am Hals rasierte die flache aber scharfe Seite des Steins, den der letzte Zombie in der Hand gehalten hatte, um Suko zu töten.

Der Inspektor prallte auf, den Schmerz ignorierte er, dafür warf er sich herum und erkannte, daß der letzte Zombie mit der Schimmelhaut ebenfalls das Gleichgewicht nicht hatte halten können und zu Boden gefallen war. Jetzt stemmte sich die Wiedergängerin wieder ab.

»Verdammte Brut!« schrie der Chinese und schoß.

Blaß war das Mündungsfeuer, und der Schädel der weiblichen Untoten schien zu explodieren.

Suko schaute nicht hin, er wollte das Grauen nicht mehr sehen, von dem man ihm in den letzten Minuten mehr als genug präsentiert hatte. Er stand nur auf und spürte erst jetzt den Schmerz zwischen Ohr und Hals. Als er mit der Hand dorthin tastete, wurden seine Finger klebrig. Blut rann aus der Wunde, aber er würde diese Kleinigkeit schon überleben. Als viel schlimmer empfand er den Tod des Wojteks. Und den Reiter hatte er bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Suko dachte wieder an den Hufschlag, den er auf dem Hinweg vernommen hatte.

Diesmal ließ er sich nicht beirren und ging davon aus, daß der Reiter einen anderen Weg genommen und das Dorf inzwischen erreicht hatte. Was sollte er also noch hier?

Ihn drängte es, ebenfalls zu gehen aber er war sich nicht sicher, ob er alle Zombies erledigt hatte. Deshalb durchsuchte er die Ruine. Fast eine Stunde benötigte er dafür. Auf Zombies stieß er nicht mehr. Suko machte sich auf den Rückweg. Mit dem Versprechen, daß Kasimir ein ordentliches Begräbnis bekommen würde...

Ich hatte schreckliche Furcht, als ich hinter der silbernen Banane herrannte, denn ich erinnerte mich wieder an den Pfarrer, der, von der Degenklinge getroffen, sich auf so schlimme Art und Weise verändert hatte. Wenn der Reiter jetzt zustach und Martha traf, würde ihr das gleiche Schicksal bevorstehen. Hoffentlich passierte das nicht. Die Waffe war schnell, dennoch kamen mir die nächsten Sekunden vor, als würde ich einen Zeitlupenfilm erleben. Ich hatte die Banane sehr gut und auch zielsicher geschleudert. Sie würde den Baumast kaum verfehlten, und auch der Reiter schien den Bumerang noch nicht entdeckt zu haben.

Bis der »Blitz« da war.

Dann überschlugen sich die Ereignisse.

Der unheimliche Reiter brüllte wütend auf, gleichzeitig vernahmen er und ich das Splittern, mit dem der Ast brach, als die Waffe wie eine Sense gegen ihn gehackt war.

Der Ast fiel, das Mädchen taumelte zurück, aber der ehemalige Landgraf hielt nach wie vor das Ende des Stricks fest und hatte auch seinen Degen gezogen.

»Martha!« brüllte ich.

Mehr verstand sie ja nicht, nur ihren Namen. Ich wollte auch gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Reiters auf mich lenken, als ich auf ihn zustürmte.

Das Kreuz hing außen vor meiner Brust. In seinem Namen wollte ich ihn erledigen.

Und auch die Beretta hatte ich gezogen.

Ein Fluch wurde mir entgegengeschickt. Der Reiter bewegte sich hektisch. Da er das Strickende noch festhielt und die Schlinge auch um Marthas Kopf hing, wurde auch sie in Mitleidenschaft gezogen. Nach dem harten Ruck gelang es ihr nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten.

Sie wurde umgerissen. Dennoch verfiel sie nicht in Panik und tat

etwas, das mir gefiel.

Martha versuchte, ihre Finger zwischen Strick und Hals zu schieben, um den Strick zu lockern und sich die Schlinge dann über den Kopf streifen zu können.

Es waren verzweifelte Bemühungen. Zudem fiel es ihr nicht leicht, denn die Schlinge saß verflucht fest. Sie schrie dabei und warf sich von einer Seite auf die andere.

Der Reiter griff sie nicht an. Er wäre mir auch genau vor die Mündung gelaufen, denn ich war für ihn wichtiger.

Er schickte seinen Gaul.

Schon einmal war das Pferd auf mich zugesprengt. Da hatte nur der Landgraf auf seinem Rücken gesessen. Jetzt kam es ohne Reiter. Für einen Moment erinnerte es mich an die Reittiere der AEBA-Dämonen, die ebenso schwarz und gefährlich waren.

Nur versprühte dieses Tier hier kein Feuer, und es quoll auch kein schwefelgelber Höllenbrodem aus seinen Nüstern, dafür schallte ein wütendes, böses, trompetenartiges Wiehern durch die dunkle Nacht. Ich feuerte zweimal und ging dabei einige Schritte zur Seite. Der Kopf des Pferdes bot ein großes Ziel, obwohl er sich so ruckartig bewegte. Dort traf ich das Tier auch.

Noch einmal wieherte es.

Diesmal hörte es sich schmerzerfüllt an. Es tat mir fast leid, aber ich hatte nicht anders gekonnt, die Hufe hätten mich sonst zertrümmert. Das Tier brach zusammen. Es kippte schwer zu Boden, und dort, wo meine beiden Kugeln in den Kopf gestanzt waren, löste sich die Haut in langen Fetzen, nachdem sie einen grauen Farnton angenommen hatte. Es bewies mir, daß auch das Reittier des Landgrafen unter einem dämonischen Einfluß gestanden hatte.

Jetzt standen die Chancen gleich.

Wenn einer von uns fliehen wollte, schaffte er dies nur zu Fuß. Ich war gespannt, wie sich der unheimliche Reiter verhalten würde, und

ich war zudem fest entschlossen, dem letzten Kapitel der Kreuzweg-Legende meine Handschrift aufzudrücken.

Wichtiger noch als der Reiter war für mich das Mädchen. Obwohl der Ast gebrochen war, konnte es dem Reiter dennoch gelingen, Martha zu strangulieren, wenn die Schlinge weiterhin um ihren Hals blieb. Das war tatsächlich der Fall. Nur mit einem Unterschied. Der andere hatte sie losgelassen.

Martha lag auf dem feuchten Boden und versuchte verzweifelt, die Schlinge zu lösen. Es sah so aus, als würde ihr dies auch gelingen. Aus diesem Grunde brauchte ich mich um sie vorerst nicht zu kümmern. Stinkender Brodem wehte mir entgegen. Er kam von links. Dort war das Pferd zusammengebrochen und verging allmählich. Es löste sich auf, als hätte man Säure darüber gegossen.

Doch wo steckte der Reiter?

Ich glaubte nicht daran, daß er die Flucht ergriffen hatte. Wahrscheinlich hockte er in irgendeinem Versteck und wartete nur darauf, daß ich mich ihm näherte.

Vielleicht fürchtete er sich auch vor meinem Kreuz, das klar und sichtbar außen vor der Brust hing.

Endlich hatte es auch Martha geschafft, sich von der Schlinge zu befreien. Sie schleuderte den Strick weg, holte keuchend Luft, und ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich erheben und weglauen sollte. Sie verstand mich.

Mit torkelnden Schritten, hustend und schweratmend lief sie an mir vorbei, wandte sich dem Dorf zu und verschwand in der Dunkelheit. Der Bumerang lag im Gras. Nicht weit von dem zerstörten Ast entfernt. Ich ging hin, hob ihn auf und behielt diese Waffe in der linken Hand. In der rechten trug ich die Beretta.

Jetzt brauchte ich nurmehr den unheimlichen Reiter, um die Kreuzweg-Legende abschließen zu können. Ich rief nach ihm.

Das brachte im Prinzip nichts, er verstand meine Sprache nicht,

dennnoch hoffte ich, daß er den Sinn der Worte begriff und sich meldete. Wieder enttäuschte er mich.

Sollte dieses dämonische Wesen so mit Feigheit vollgepumpt sein? Oder hatte es tatsächlich schon die Flucht ergriffen, was ich nicht glauben wollte, denn das hätte ich gesehen.

Was kam als Versteck in frage?

Sicher, er hätte sich hinter dem dicken Stamm der alten Eiche verbergen können, da steckte er auch nicht, wie ich feststellte, als ich um den Baum herumging.

Es gab eigentlich nur eine Chance für ihn.

Über mir zu hocken!

Kaum hatte ich den Gedanken gefaßt, als ich in die Höhe schaute und meine Vermutung bestätigt sah.

Im Geäst des Mörderbaumes bewegte sich ein Schatten. Das war er!

Mir blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls hinaufzuklettern, wenn ich ihn stellen wollte. Und entkommen sollte mir dieser verfluchte Dämon nicht, das stand fest.

Ich steckte die Beretta und den Bumerang weg, weil ich beide Hände frei haben mußte. Zielsicher packte ich einen der tiefer hängenden Äste, gab meinem Unterkörper den nötigen Schwung, schleuderte die Beine in die Höhe und schlang sie so um den Ast, daß er mir in die Kniekehlen drückte. Dann schwang ich mich hoch, griff gleichzeitig nach dem nächsten, konnte mich aufrichten.

In dieser Zeit hätte der andere eine Chance gehabt, mich zu vernichten. Er hatte sie nicht genutzt. Wahrscheinlich war er zu weit von mir entfernt gewesen.

Bei einem blattlosen Baum wäre es keine Schwierigkeit gewesen, ihn zu entdecken. Hier aber nahmen mir unzählige Blätter die Sicht. An zahlreichen Stellen wurde das Laub vom Mondlicht getroffen und

schimmerte daher wie eine Reihe durcheinanderhängender, silberner Taler.

Den Reiter sah ich nicht mehr.

Dafür hörte ich ihn.

Über mir klangen die Geräusche auf, wenn er sich bewegte und zahlreiche Blätter berührte, deren Rascheln mir den Weg wiesen. Auch ich ging höher.

Der Baum war prima gewachsen und stand noch gut im Saft. Ich brauchte keine Angst davor zu haben, daß die Äste leicht abbrachen. Sie hielten mein Gewicht. An den dünneren Zweigen klammerte ich mich nur fest, während ich mich an dickeren Ästen abstemmte. So legte ich ein gutes Stück zurück und näherte mich immer weiter der Krone des Baumes.

Viel hatte ich schon erlebt. Daß ich einen Dämon im Geäst einer alten Eiche jagte, war mir auch noch nicht untergekommen. Jedenfalls konnte ich mich nicht erinnern.

Der andere besaß einen Vorteil. Er befand sich über mir und war mit einem Degen bewaffnet, den er blitzschnell nach unten stoßen konnte, wenn er eine Lücke fand.

Das Rascheln über mir verklang.

Sofort blieb auch ich ruhig. Wir belauerten uns gegenseitig, obwohl ich meinen Gegner nicht sah und auch nicht wußte, ob der andere mich entdeckt hatte.

Sekunden reihten sich aneinander und verstrichen. Es wurde eine Minute daraus, auch eine zweite. Meine Geduld wurde auf eine verflucht harte Probe gestellt.

Noch immer tat sich nichts.

Wenn die Blätter raschelten, trug auch der Wind dafür die Verantwortung, der seinen Weg stets durch das dicht wachsende Laub fand und es wie Wellen bewegte.

Wann kam er?

Ich atmete ein und aus. Sehr flach und leise nur. Durch die offenen Lippen drang mein Atem, ich wollte dem anderen nicht unbedingt zeigen, wo ich mich aufhielt.

Als Stütze oder Unterlage diente mir eine dicke Astgabel. Vor mir zweigten zwei Äste ab, die sich schräg in die Höhe schoben. Mit dem Rücken lehnte ich an einem dritten Ast. Er drückte gegen mein Kreuz. Allmählich hatten sich meine Augen auch an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Unterschiede konnte ich nicht ausmachen. Das Blattwerk der Eiche erinnerte mich an dunkle, sich manchmal bewegende Wolken, wenn der Wind sie streichelte.

Und wieder bewegten sie sich.

Diesmal war kein Windstoß in sie hineingefahren. Ich zog vorsichtig die Beretta und befand mich noch mitten in der Bewegung, als es geschah. Über mir erschien etwas Langes, Blinkendes.

Die Klinge!

Auf meinen Hals war sie gezielt, kam pfeilschnell, und ich zuckte zur Seite.

Sie fehlte, doch auch mir ging es nicht gut. Während die Klinge in den Ast hackte, der meinen Rücken abgestützt hatte, war ich gefallen. Mit dem Gesicht schlug ich vor gummiartige Äste, hatte nur eine Hand frei und schaffte es, einen anderen Ast festzuhalten und mich gleichzeitig mit dem Knie aufzustützen.

Mein rasender Herzschlag beruhigte sich. Es war keine gute Haltung, aber ich war wenigstens nicht zu Boden gefallen.

Abermals vernahm ich das Rascheln. Wieder gerieten Blätter in Bewegung.

Diesmal schoß ich in die Richtung.

Für einen Moment blendete mich das Mündungsfeuer. Ich hatte auch etwas getroffen, nur nicht mein eigentliches Ziel, wie mir das rauhe Lachen im nächsten Augenblick bewies.

Sofort duckte ich mich zusammen und suchte einen besseren Halt.

Da griff er an.

Er hatte sich fallen lassen. Über mir hörte ich es Knirschen. Blätter und kleinere Zweige fielen nach unten, behinderten mich, hinter ihnen sah ich den Schatten und auch für einen winzigen Moment das Gesicht, denn der Reiter hatte seinen Hut verloren.

Eine schwarze, häßliche Masse, in der sich zwei Augen bewegten, als wären sie mit grauem Pudding gefüllt. Der Degen stieß nach unten. Ich feuerte, fehlte wieder, weil ich mich zu hastig bewegt und gleichzeitig zur Seite geworfen hatte.

Nicht nur der Degen kam, auch der Reiter.

Er hatte sehr viel Wucht in seinen Stoß gelegt, um mich in das Astwerk nageln zu können. Es war ihm auch beim zweiten Versuch nicht gelungen, aber ich hatte ebenfalls Pech. Diesmal war kein Ast mehr da, der mich aufhielt. Ich fiel.

Dabei prallte ich gegen Hindernisse, spürte immer dann, wenn ich sie berührte, die wippenden Zweige unter mir und entnahm den anderen Geräuschen, daß auch mein Gegner es nicht geschafft hatte, das Gleichgewicht zu behalten.

Er kam mir nach.

Ich erreichte zuerst den Boden. Noch in der Luft hatte ich mich an die alten Fallregeln erinnert. Nur zusehen, daß man mit den Füßen aufkam. Dabei sehr locker, sich anschließend abrollen und... Was in der Theorie so gut klappte, gelang mir in der Praxis nicht ganz so perfekt. Zum Glück dämpfte der weiche Boden den Aufschlag. Nach rechts kippte ich weg, brachte den Arm glücklicherweise zur Seite und rollte mich ein paarmal durch das Gras.

Dabei dachte ich auch an den Wiederkehrer, dem ein Fall aus solcher Höhe nichts ausmachen würde. Ich schnellte hoch.

Ein paar Knochen schmerzten mir, was machte das schon. Die Beretta hielt ich im Anschlag. Ich erwartete die Klinge, wollte sofort feuern und mit einer dritten Kugel alles klarmachen, als ich sah, was

tatsächlich geschehen war.

Im ersten Augenblick mußte ich lächeln. Meine Lippen zuckten, das durfte doch nicht wahr sein, es stimmte trotzdem.

Der Reiter hatte den Erdboden nicht mehr erreicht. Er hing an einem besonders starken Ast, denn dort hatte sich der Stoff seines langen Mantels verfangen...

Zum erstenmal erlebte ich den unheimlichen Reiter hilflos. So eine Chance ließ ich mir nicht entgehen. Fast gemächlich schritt ich auf ihn zu und beobachtete seine verzweifelten Bemühungen, sich aus dieser Lage zu befreien.

Er schaffte es nicht so schnell, obwohl er pendelte und zuckte, aber der Stoff war noch zu fest. Irgendwann würde er sicher reißen, nur wollte ich dem Dämon diese Möglichkeit nicht geben.

Ich baute mich so vor ihm auf, daß mich auch seine Degenklinge nicht erreichen konnte. Dann hob ich die Beretta!

Ich sagte nichts, schaute ihn nur an und bekam seine verzweifelten Bemühungen mit.

»Ich werde dir...«, gurgelte er und wollte die Degenklinge auf mich schleudern.

Da schoß ich.

Zweimal drückte ich ab, denn ich wollte auf Nummer Sicher gehen und täuschte mich nicht.

Diesmal nahm er die geweihten Silberkugeln voll. Aus dem zappelnden Dämon wurde ein zuckender. Gellende Schreie rasten in den nächtlichen Himmel, während sich die Gestalt allmählich auflöste und als graues staubiges Gerippe hängenblieb.

Mit dem Berettagriff schlug ich gegen einen Fuß. Er fiel ab, und ich zertrat ihn zu Staub. Dann ging ich weg.

Das letzte Kapitel der Kreuzweg-Legende trug meine Handschrift. Darüber war ich froh...

Ich hatte Martha unterwegs getroffen und sie auf den Gepäckträger ihres Rads gesetzt. So fuhren wir in ein Dorf ein, das nicht mehr so dunkel war, denn die Menschen hatte es nicht in den Häusern gehalten. Sie waren auf die Straßen gelaufen.

Natürlich wurden wir gesehen, und die Rückkehr wurde schon jetzt gefeiert. Die Bewohner kümmerten sich um Martha, während ich in Richtung Kirche fuhr, wo Pater St. Immel wartete. Ihn hatte es auch nicht im Bett gehalten, trotz seiner Verletzung.

»Und?« fragte er nur.

»Ihr könnt den Reiter besichtigen«, erklärte ich ihm und den anderen. »Er hängt am Ast.«

Der Pater übersetzte. Ein Jubelsturm aus zahlreichen Kehlen schallte gegen den Himmel.

»Kann ich was für Sie tun?« fragte mich der Pater.

»Ja, jetzt möchte ich noch einen Schnaps.«

Den bekam ich auch. St. Immel trank ebenfalls einen. Dann sprachen wir über Suko und Kasimir Wojtek. Ich machte mir ihretwegen Sorgen. Sie hätten eigentlich schon zurück sein müssen.

Erst viel später hörten wir einen Wagen. Suko kam allein. Seinem Gesicht sah ich an, daß Schreckliches passiert sein mußte. Er berichtete, und ich war ebenso fassungslos wie St. Immel. Aber wir konnten nichts ändern, wir glaubten Suko. Würden es auch die offiziellen Stellen?

Am nächsten Tag, als zahlreiche Bewohner das Skelett besichtigten, bekam ich ein Gespräch nach Warschau. Ich erwischte auch jemand, der englisch sprach und erwähnte den Namen Wolstinski. Man befahl uns, in Szetisch zu bleiben. Das hätten wir sowieso getan. Am späten Nachmittag flog ein Hubschrauber ein. Ihm entstiegen Typen, die nach Partei rochen.

Pater St. Immel setzte sich für uns ein. Wir mußten die Tatorte

besichtigen und Erklärungen abgeben. Inzwischen hatte sich auch Wolstinski eingeschaltet.

Sein Einfluß reichte so weit, daß er uns gewissermaßen raushaute. Wir konnten das Dorf verlassen.

Und auch Martha wollte nicht mehr bleiben. Ihr wurde auf unser Bitten hin erlaubt, mit nach Warschau zu kommen.

Zurück blieb Marcus St. Immel. Er hatte uns versprochen, den Pfarrer und auch Kasimir Wojtek christlich zu begraben. Ansonsten wollte er sein Einsiedlerleben aufgeben und die Stelle des Pfarrers einnehmen. Eine gute Lösung, wie ich fand.

Es war Zufall, daß der Hubschrauber genau über den Eichenbaum flog. Ich schaute nach unten.

Kein Skelett schaukelte mehr im Wind. Die Menschen hatten es zerstört. Damit war auch die Kreuzweg-Legende endgültig abgeschlossen...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 040 »Zombies auf dem Roten Platz«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 009 »Ghouls in Manhattan«